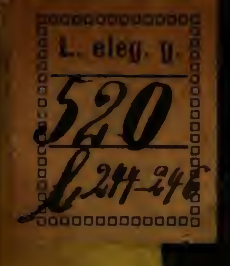




Dash. Montépin Cobb.

Neuestes belletristisches

Lese-Cabinet

der besten und interessantesten Romane aller Nationen
in sorgfältiger Uebersetzung.

Lieferung 244, 245, 246.

Dumas. Berthet. Maquet. Duplessis. Foudras. Jewsbury. Bulwer. Delisle.

Von Paris nach Astrachan.

Reisebilder

von

Alexander Dumas.

Nach dem französischen Manuscripte
von

Dr. G. F. W. Rödiger.

Vierter Theil.

Pest, Wien und Leipzig 1859.
Hartleben's Verlags-Expedition.

Druck und Papier von Leopold Sommer in Wien.

Sand. Paul de Kock. Reade.

Von Paris nach Astrachan.

Reisebilder

von

Alexander Dumas.

Nach dem französischen Manuscripte

von

Dr. G. F. W. Rödiger.



Vierter Theil.

Pest, Wien und Leipzig, 1859.
Hartleben's Verlags-Expedition.



I.

Wir kehren zur Geschichte zurück. Was wir jetzt zu erzählen haben, gehört leider nicht in den Kreis der Sage.

Die Kanonenschüsse, welche das Steigen der Newa begleiteten, verkündeten die Geburt des Zarewitsch Alexander.

Er führte ein mildes Regiment, dieser gefühlvolle, großmüthige Eroberer, der Paris gegen die verbündeten Souveraine in Schutz nahm, welche darin hausen wollten wie Scipio in Karthago.

Aber wie den sieben fetten Kühen der Vorzeit die sieben mageren folgten, wie das Wohlleben der Noth vorausging, so folgte jener milden Regierung ein strenges Regiment. Man glaube jedoch nicht, daß ich ungerecht seyn werde gegen den strengen, unbeugsamen Selbstherrscher, den wir zwischen Titus und Marcus Aurelius erblicken und der im Alter von zwölf Jahren folgendes Urtheil über Iwan den Schrecklichen niederschrieb: »Der Zar Iwan Wasiljewitsch war streng und auffahrend, und er erhielt daher den Beinamen der Schreckliche. Dabei aber war er gerecht, tapfer, freigebig in seinen Belohnungen, und hauptsächlich trug er zu dem Glück und Gedeihen seines Landes bei. 17. März 1808. Nicolaus.« — Nein, der Kaiser Nicolaus ist eine großartige historische Ge-

stalt; er hatte viel vom Jupiter des Alterthums, er wußte, daß sechzig Millionen Russen zitterten, wenn er die Stirn runzelte — und er zog die schöne Stirn gar oft in Falten.

Aber für jetzt ist nicht von ihm, sondern von seinem Bruder Alexander die Rede. Dieser war keine Statue von Bronze auf einem Sockel von Granit, er war ein mit menschlichen Schwächen, aber auch mit menschlichen Tugenden begabter Mann. Von dem Colonel Laharpe zum Philosophen erzogen, war er Zeuge der entsetzlichen Launen seines Vaters und blickte mit Schrecken auf die Geschichte der Zaren zurück. Er fühlte sich, wie Nerva, nicht zum Herrscher geboren und sah mit bangen Gefühlen der Zeit entgegen, wo er gezwungen seyn würde den Thron zu besteigen.

Am 10. Mai 1796, als Katharina noch lebte, schrieb er als neunzehnjähriger Prinz an den Fürsten Victor Kotschubin, russischen Gesandten in Constantinopel:

»Diesen Brief, lieber Freund, wird Ihnen Herr Jarrick übergeben, von welchem ich bereits in einem meiner früheren Briefe gesprochen habe. Ich will mich nun über manche Dinge ganz offen aussprechen.

»Es ist nicht schön von Ihnen, lieber Freund, daß Sie mir von Ihren persönlichen Angelegenheiten nichts mittheilen. Ich erfahre, daß Sie um Urlaub gebeten, um in Italien eine Cur zu machen und von da auf einige Zeit nach England zu gehen. Wie kommt es, daß Sie mir nichts davon sagen? Ich glaube fast, daß Sie an meiner Freundschaft zweifeln und nicht genug Vertrauen zu mir haben; ich kann wohl sagen, daß ich dasselbe wirklich verdiene, denn ich hege die aufrichtigste Freundschaft für Sie. Ich beschwöre Sie daher, theilen Sie mir Alles mit, was Sie betrifft, Sie können mir

keine größere Freude machen. Uebrigens freut es mich, daß Sie dieses Postens ledig sind, der Ihnen nur Verdruß machen konnte, ohne Sie dafür durch einen Genuß zu entschädigen.

„Dieser Herr Jarrick ist ein sehr liebenswürdiger junger Mann. Er hat sich einige Zeit hier aufgehalten und begibt sich jetzt in die Krim um sich dort nach Constantinopel einzuschiffen. Er wird so glücklich seyn Sie zu sehen, und ich beneide ihn wirklich um sein Geschick, um so mehr, da ich mit dem meinigen keineswegs zufrieden bin. Es freut mich, daß die Sache so gelegentlich zur Sprache kommt, denn ich würde nur ungern davon angefangen haben. Ja, lieber Freund, ich bin mit meiner Lage gar nicht zufrieden; sie ist viel zu glänzend für meinen ruheliebenden Charakter. Ich fühle mich am Hofe nicht heimisch; es empört mich, so viele Niederträchtigkeiten zu sehen, die man jeden Augenblick begeht, um eine Auszeichnung zu erhaschen, für die ich keine drei Groschen geben würde. Ich fühle mich unglücklich in der Gesellschaft von Leuten, die ich nicht zu Dienern haben möchte und die hier die ersten Stellen bekleiden, wie der P. S., M. P., die beiden C. S., M. und viele Andere, die nicht einmal einer Erwähnung werth sind; die anmaßend und hochfahrend gegen ihre Untergebenen sind, aber vor gefürchteten Personen kriechen. Kurz, lieber Freund, ich fühle mich gar nicht geschaffen für die mir einst bestimmte Stellung; ich habe mir vorgenommen, auf dieselbe zu verzichten.

„Dieses Geheimniß, lieber Freund, wollte ich Ihnen schon längst mittheilen. Schweigen Sie darüber, denn Sie sehen wohl ein, daß mir das Bekanntwerden meines Entschlusses gefährlich werden könnte. Ich habe Herrn Jarrick ge-

beten, diesen Brief zu verbrennen, falls er Ihnen denselben nicht persönlich übergeben könnte.

»Ich habe diese Sache reiflich erwogen; denn Sie müssen wissen, daß ich mit diesem Gedanken schon umging, ehe ich Sie kennen lernte, und daß ich meinen Entschluß schon längst gefaßt habe.

»Unsere Angelegenheiten sind in einer unglaublichen Verwirrung: man raubt und plündert überall; in allen Verwaltungszweigen herrschen grobe Mißbräuche, die gesetzliche Ordnung scheint aus dem Lande verbannt zu seyn. Das Reich dehnt seine Besitzungen immer fort aus: wie kann es ein einziger Mann regieren, wie kann er den Mißbräuchen ein Ziel setzen? Das ist ganz unmöglich, nicht nur einem Manne von gewöhnlichen Geistesgaben, wie ich bin, sondern selbst einem Riesengeiste. Ich habe es von jeher für besser gehalten, eine Arbeit lieber gar nicht zu unternehmen, als sie schlecht zu thun; nach diesem Grundsatz habe ich den obenerwähnten Entschluß gefaßt. Sobald ich dieser mißlichen Stellung entsagt habe — den Zeitpunkt dieser Verzichtleistung kann ich freilich noch nicht bestimmen — gedenke ich mit meiner Gemalin am Rhein als Privatmann zu leben und im Umgange mit meinen Freunden und im Studium der Natur mein Glück zu suchen.

»Sie werden mich auslachen, meinen Plan für ein Hirngespinst erklären. Es steht Ihnen frei, aber warten Sie nur, und dann urtheilen Sie. Ich weiß, daß Sie meinen Vorsatz mißbilligen werden, aber ich kann nicht anders, denn die Ruhe meines Gewissens ist mein Reichthum, und mein Gewissen könnte nicht ruhig seyn, wenn ich etwas unternehmen wollte, was meine Kräfte übersteigt.

»Jetzt, lieber Freund, habe ich Ihnen gesagt, was ich auf dem Herzen hatte, und ich füge noch die Versicherung hinzu, daß Ihre Freundschaft unter allen Verhältnissen ein großer Trost für mich seyn wird und daß die meinige nur mit meinem Leben enden wird.

»Leben Sie wohl mein lieber wahrer Freund; ich hoffe Sie bald wiederzusehen. Meine Gemalin läßt sich Ihnen empfehlen; ihre Ansichten stimmen mit den meinigen ganz überein.

»10. Mai 1796.

»Alexander.«

Aus diesem Briefe spricht, wie er selbst sagt, kein großer Geist, aber ein aufrichtiges, edles Herz und zumal ein von den philosophischen Grundsätzen des achtzehnten Jahrhunderts erfülltes Gemüth.

Jene Zeit hatte das Eigenthümliche, daß die Philosophen einen fürstlichen Ehrgeiz besaßen, die Fürsten hingegen anspruchslos waren, wie die Philosophen hätten seyn sollen.

Wenn der Großfürst Alexander in dem eben mitgetheilten Briefe wirklich seine Herzensmeinung aussprach, so ist leicht zu begreifen, wie schwer es ihm wurde, als Nachfolger seines ermordeten Vaters, dessen Angstruf er über seinem Zimmer gehört hatte, den Thron zu besteigen.

Er blieb indeß auf dem Throne; ob er der Nation damit ein Opfer brachte, oder ob die Allgewalt des Selbstherrschers am Ende großen Reiz für ihn hatte, mag dahingestellt bleiben.

In dem Briefe, den der Zarewitsch im Alter von neunzehn Jahren schrieb, erwähnt er die mit ihm ganz überein-

stimmenden Ansichten seiner Gemalin. Die Ausführung jenes Planes, am Rhein zu leben, wäre für sie ein großes Glück gewesen, denn kaum war ihr Brautkranz auf ihrer Stirn verwelkt, so verwandelte er sich in eine Dornenkrone. Die Kaiserin verblühte frühzeitig, Alexander hingegen blieb lange schön und — untreu. Uebrigens war er, wie alle sinnlichen Menschen, herzensgut; er konnte es nicht über sich gewinnen, zu strafen. Wir haben gesehen, wie ihm Puschkin seine Ode an die Freiheit in den Wagen warf und sich dadurch zugleich einer Majestätsbeleidigung und einer Verletzung der Gefühle eines Sohnes schuldig machte; der kecke Poet wurde blos aus Petersburg gewiesen und zu seinem Vater geschickt.

Alexander hatte freilich damals die Sympathien der russischen Jugend verscherzt, weil er ungeachtet jenes Briefes an den Fürsten Kotschubin den Thron bestiegen hatte. Wir werden später die Folgen dieses der Feder des jungen Philosophen entschlüpften Briefes sehen. Inzwischen wollen wir dem Kaiser Alexander in seinem Privatleben folgen; seine politische Thätigkeit gehört der Geschichte an.

Einige Anekdoten werden den Charakter des Mannes genau schildern; schwieriger würde es seyn, den Herrscher eben so treffend darzustellen.

Alexander war in seiner Einfachheit das Gegentheil von seinem stolzen Vater. Oft ging er zu Fuß spaziren, und weit entfernt, den Damen das Aussteigen aus dem Wagen und das Niederknieen auf offener Straße zu befehlen, duldete er kaum die Beweise von Ehrerbietung, die man einem gewöhnlichen Generale erwiesen haben würde.

Auf einem Spazirgange wurde er einst vom Regen überfallen. Er nahm schnell eine Droschke und fuhr in das kaiser-

liche Schloß. Vor der Thür griff er in die Tasche und bemerkte, daß er kein Geld bei sich hatte.

»Warte,« sagte er zu dem Kutscher, indem er ausstieg, »ich will Dir dein Fuhrlohn herunterschicken.«

»O, da könnte ich lange warten,« erwiederte der Kutscher.

»Wie so?«

»So oft ich vor einem Hause mit zwei Thüren anhalte und von der aussteigenden Person nicht gleich mein Fuhrlohn bekomme, verliere ich zwanzig Kopeken «

»Wie, auch hier vor dem Palaste des Kaisers?«

»Eben hier geschieht's am meisten; die großen Herren haben ein sehr kurzes Gedächtniß.«

»Du hättest klagen und die Diebe verhaften lassen sollen,« sagte der Kaiser, dem das Gespräch Vergnügen machte.

»Die Diebe verhaften lassen! Ja, wenn der Dieb einer von unseren Leuten ist, so weiß man wo man uns zu fassen hat,« erwiederte der Kutscher, auf seinen Bart zeigend; »aber Euch großen Herren mit den glattgeschornen Gesichtern ist nicht beizukommen. Suchen Sie also in Ihren Taschen, Excellenz, oder sagen Sie nur lieber gleich, daß ich nicht warten soll.«

»Höre,« sagte Alexander, »hier ist mein Mantel, der doch wohl deine zwanzig Kopeken werth ist, obgleich er weder neu noch schön ist. Gib ihn der Person zurück, die Dir das Geld bringen wird.«

»Nun, das lasse ich gelten,« sagte der Kutscher, »Sie sind ein vernünftiger Mann.«

Zehn Minuten nachher brachte ein Lakei dem Kutscher hundert Papierrubel und verlangte den Mantel zurück.

Der Kaiser bezahlte für sich und die zu ihm kommenden Personen.

Der Kutscher bekam einen Todesschrecken, als er an die ihm entschlüpften Worte dachte, aber seine Dankbarkeit war um so größer. Die hundert Rubel wurden in einen vergoldeten Rahmen gefaßt und neben den Heiligenbildern aufgehängt; und als die Zeit der Umwechslung des Papiergeldes in Silberrubel kam, wollte der Kutscher lieber seine hundert Rubel verlieren, als in die Münze tragen.

Der Enkel zeigt noch heute die hundert Rubel, die der Kaiser Alexander seinem Großvater geschickt hatte. Es sind vielleicht die einzigen noch in Rußland vorhandenen hundert Rubel-Assignaten.

Der Kaiser Alexander war nicht nur kein Despot gegen die Damen, wie sein Vater Paul, er behandelte sie sogar mit ritterlicher Artigkeit.

Eines Tages speiste er bei der Fürstin Belosersk, welche ihm oben an der Tafel den Ehrenplatz bestimmt hatte. Aber der Kaiser, der ihr den Arm bot, sie in den Speisesaal zu führen, lehnte die ihm zugedachte Ehre ab und sagte zu der Dame vom Hause:

»Setzen Sie sich hierher, Fürstin, es ist Ihr Platz.«

»Es wäre allerdings mein Platz,« antwortete sie, »wenn das Adelsbuch nicht verbrannt wäre.«

»Es ist wahr,« erwiederte Alexander, »aber Sie sind nur ein Zweig, und wir sind ein Stamm geworden.«

Die Fürsten Belosersk sind als Sprößlinge einer Linie des Hauses Rurik, welches zu Belosersk regierte, um einige Jahrhunderte älter als die Romanows.

Auf einem seiner Spazirgänge traf er einen Seeoffizier, der sehr stark betrunken schien.

Er stand still, um ihn zu betrachten.

Der Seeoffizier erkannte trotz seiner Trunkenheit Se. Majestät den Kaiser Alexander I.; die Bestürzung vermehrte seinen Rausch, und trotz allen Bemühungen weiter zu kommen, wankte er im Zickzack vor dem Kaiser hin und her.

»Was machen Sie da, Capitän?« fragte Alexander.

Der Capitän stand still und antwortete ehrerbietig salutirend:

»Sire, ich lavire, um Ew. Majestät zu umsegeln.«

»Gut,« sagte der Kaiser, auf die Hauptwache am Admiralitätsplatze zeigend, »aber nehmen Sie sich in Acht, daß Sie an jener Klippe nicht scheitern.«

Der Schiffscapitän war so glücklich, Se. Majestät zu umsegeln und die Klippe zu vermeiden.

Aber wie freundlich und galant auch Alexander gegen Damen, wie höflich und artig er auch gegen Männer war, so fühlte er seine Stirn doch zuweilen umwölkt, seine Augen umflort, wenn er jener Schreckensnacht gedachte, wo er den Hilferuf seines mit den Mördern ringenden Vaters gehört hatte. Je älter er wurde, desto öfter drängten sich ihm diese Erinnerungen auf, und drohten in dauernde Schwermuth überzugehen. Dann suchte er diese Schreckbilder durch ein bewegteres Leben zu verscheuchen. Er machte dann weite, schnelle Reisen. Man hat berechnet, daß der Kaiser Alexander im Innern des Reiches mehr als zweimalhunderttausend Werste urückgelegt hat; eine Entfernung, die den Umkreis der Erde um mehr als das Fünffache übersteigt. Das Merkwürdigste bei diesen Reisen war, daß der Tag der Rückkehr bei der

Abreise festgesetzt wurde. So reiste der Kaiser z. B. am 26. August nach Kleinrußland ab und erklärte, daß er am 2. November wieder in Petersburg eintreffen werde. Und er kam wirklich an dem bestimmten Tage wieder, nachdem er 7500 Werste zurückgelegt hatte.

Alexander reiste immer ohne Escorte und fast ganz allein. Das Unerwartete war seine Zerstreuung, an Gefahren dachte er gar nicht, er war gleichgiltig gegen das Leben. Und doch war es derselbe Mann, der in seinen jüngeren Jahren, als er noch an seine und seines Volkes Zukunft glaubte, einst bei einer Ueberfahrt über einen See im Gouvernement Archangel von einem heftigen Sturm überrascht wurde und zum Schiffer sagte:

»Mein Freund, vor etwa achtzehnhundert Jahren sagte ein großer römischer Feldherr zu seinem Lootsen: Fürchte nichts, Du hast Cäsar und sein Glück am Bord. Ich sage Dir: Mein Freund, vergiß, daß ich der Kaiser bin; sieh in mir nur deinen Mitmenschen, und trachte, daß Du uns Beide rettest.«

Diese Anrede wirkte. Der Schiffer, dem der Gedanke an die auf ihm lastende Verantwortung die Besonnenheit zu rauben begann, bekam wieder Muth, und die von sicherer Hand gelenkte Barke erreichte glücklich das Ufer.

Das strenge Incognito, welches er auf seinen Reisen bewahrte, führte begreiflich zuweilen zu sonderbaren Auftritten.

Eines Tages kam Alexander in ein kleinrussisches Dorf. Während die Pferde gewechselt wurden, stieg der Kaiser, der einen gewöhnlichen Militäroberrock trug, aus seinem Reisewagen und ging zu Fuß eine kleine Anhöhe hinauf. Oben

theilte sich der Weg. Vor dem letzten Hause des Dorfes saß ein ebenfalls militärisch gekleideter Mann und rauchte seine Pfeife.

»Mein Mitbürger (priatel),« fragte der Kaiser mit dem unter Standesgenossen gewöhnlichen Ausdruck, »welcher von beiden Wegen führt nach **?«

Der Raucher betrachtete den Kaiser vom Kopf bis zu den Füßen; er war erstaunt, daß ein einfacher Fußreisender einen Mann seines Ranges so vertraulich anredete, und erwiederte auf den einen Weg zeigend:

»Dieser Weg, mein galubschik.« *)

Der Kaiser sah ein, daß er durch die vertrauliche Anrede an eine so wichtige Person, wie der Unbekannte zu seyn schien, ein Versehen gemacht hatte.

»Entschuldigen Sie,« sagte er, die Hand an die Mütze haltend; »erlauben Sie mir noch eine Frage.«

»Was ist gefällig?« fragte der Raucher in hochfahrendem Tone.

»Darf ich fragen, zu welcher Rangclasse Sie gehören?«

»Rathen Sie.«

»Sie sind vielleicht Lieutenant?«

»Um richtig zu rathen, müssen Sie höher gehen.«

»Oder Hauptmann?«

»Höher!«

»Major?«

»Noch höher!«

»Oberstlieutenant?«

*) »Täubchen,« ein in Rußland sehr üblicher Ausdruck, der aber nur gegen Personen geringeren Standes oder Ranges gebraucht wird.

»Endlich haben Sie es herausgebracht!«

Alexander machte eine höfliche Verbeugung.

»Jetzt,« sagte der Raucher, »habe ich zu fragen. Wer sind Sie?«

»Rathen Sie.«

»Lieutenant?«

»Nein, ich bin mehr.«

»Capitän?«

»Sie haben's noch nicht errathen.«

»Major?«

»Noch höher!«

»Oberstlieutenant?«

»Immer höher!«

Der Raucher stand auf.

»Oberst?«

»Sie haben's noch nicht getroffen.«

Der Raucher nahm die Pfeife aus dem Munde und nahm eine ehrerbietige Haltung an.

»Ew. Excellenz sind also Generallieutenant?«

»Sie kommen der Wahrheit ziemlich nahe.«

»Also Feldmarschall?«

»Nehmen Sie noch einen Anlauf, Herr Oberstlieutenant, dann treffen Sie es.«

»Se. kaiserliche Majestät!« stammelte der Raucher und ließ seine Pfeife fallen.

»Endlich haben Sie es getroffen,« antwortete Alexander lächelnd.

»Ach, Sire,« sagte der Offizier, auf die Knie fallend, »ich bitte um Verzeihung!«

»Was soll ich Ihnen denn verzeihen?« erwiederte der

Kaiser; »ich habe Sie um den Weg gefragt und Sie haben mir ihn gezeigt.«

Inzwischen war der Wagen nachgekommen; der Kaiser winkte dem Oberstlieutenant ein freundliches Lebewohl zu und stieg ein.

Der Fürst Wolonski, der Begleiter des Kaisers auf dieser Reise, war im Wagen eingeschlafen. Es ging einen steilen Berg hinan; die erschöpften Pferde standen still und der Wagen wich etwas zurück. Ohne seinen Begleiter zu wecken, öffnete der Kaiser die Wagenthür, sprang hinaus und half seinen Leuten an einem Hinterrade schieben. Der Schläfer erwachte und befand sich allein im Wagen. Er schaute hinaus und erblickte zu seinem Erstaunen den Kaiser bei dieser schwierigen Arbeit. Endlich erreichte der Wagen den Gipfel des Berges.

»Wie,« sagte der Fürst Wolonski, »Eure Majestät haben mich nicht geweckt!«

»Sie schliefen,« erwiederte Alexander, wieder einsteigend, »und schlafen ist so süß. — Man vergißt,« setzte er leise hinzu.

Vergessen war in der That der größte Wunsch des Kaisers: er hatte das tragische Ende seines Vaters zu vergessen; er hatte das Versprechen, welches er Napoleon in Tilsit gegeben und nicht gehalten, und endlich seinen Abfall von der Sache der Freiheit zu vergessen.

Aber man vergißt nicht wie man will, und nicht Alles was man vergessen möchte. Alexander brach 1811 durch die Verletzung der Continentalsperre das Versprechen, welches er Napoleon gegeben; 1821 gab er durch seinen Beitritt zu dem

Congreß von Verona die Liberalen preis, denen er große Versprechungen gemacht hatte.

Wir wollen jetzt sehen, was für Folgen diese beiden Gedächtnißfehler hatten. Dieser Umweg wird uns wieder zu der Geschichte der Festung führen.

II.

Der einzige Zweck Napoleon's bei der Zusammenkunft mit dem Kaiser Alexander am Niemen war die Vernichtung Preußens und Englands und die Theilung der alten Welt zwischen dem französischen und dem russischen Scepter gewesen. Es war ein Riesenplan, und Alexander hatte demselben seine Zustimmung gegeben. Preußen sollte durch die Abtretung seiner westlich von der Elbe gelegenen Provinzen, England durch den Verlust Indiens, Oesterreich durch den Verlust Ungarns und der italienischen Provinzen geschwächt werden. Der Kaiser von Rußland sollte den vernichtenden Schlag gegen Preußen führen, der Kaiser Napoleon wollte gegen Oesterreich operiren. Er wollte den ersten sich darbietenden Vorwand benutzen, dem Kaiser Franz den Krieg zu erklären, und ein solcher Vorwand würde sich gewiß bald finden. Napoleon wollte gerade auf Wien marschiren und die Donau besetzen. Dies that er im Jahre 1809. Nach der Schlacht von Wagram war er in der Lage, sein Versprechen zu halten. Alexander aber hielt das seinige nicht.

Die Besetzung der Donau war von großer Wichtigkeit, sie hing mit dem ganzen Plane Napoleon's zusammen. Der Kaiser Alexander sollte vierzigtausend Mann auf der Wolga

einschiffen, über den Kaspisee schicken und zu Asterabad landen lassen. Napoleon wollte ebenfalls vierzigtausend Mann die Donau hinunter, über das schwarze Meer und den Don hinauf bis Peskutschaja schicken. Hier ist der Don nur achtzig Werste von der Wolga entfernt. Auf der Wolga sollte die französische Armee die Schiffe finden, welche die vierzigtausend Russen nach Asterabad geführt hatten, und auf diesen Schiffen sollte sie sich ebenfalls zum allgemeinen Sammelplatz begeben.

In Asterabad wollte Napoleon persönlich das Commando über das verbündete Heer übernehmen, um nach dem Beispiele des großen Macedoniers Indien zu erobern.

Dies wäre ihm verhältnißmäßig leicht geworden, die Aufständischen wären ihm zu Hilfe gekommen.

Was wäre aus den englischen Besitzungen geworden, wenn der letzte Aufstand der Indier durch eine französisch-russische Armee von achtzigtausend Mann unterstützt worden wäre?

Was wäre schon damals aus der Welt geworden, wenn dieser Theilungsplan zwischen Alexander und Napoleon wirklich in Ausführung gekommen wäre?

Doch dieser Plan stimmte mit den Absichten der Vorsehung nicht überein: der Zar brach sein Wort. Der Riesenplan stürzte unter Napoleon zusammen, der Eroberer wurde mit Frankreich unter den Trümmern begraben. Napoleon kam als Gefangener unter denselben hervor und sah in die Vergangenheit zurück, bis er auf dem fernen Eilande starb. Frankreich erhob sich frei aus den Trümmern und blickte in die Zukunft.

Im Jahre 1822 wurde der Congreß zu Verona eröff-

net. Alexander, seiner Verpflichtungen eingedenk, verweigerte den Beitritt mit der Versicherung, daß er für Rußland bürge.

Inzwischen aber begab sich Folgendes: Potemkin war Befehlshaber des Regiments Semenowski, des zweiten von Peter I. errichteten russischen Regiments, welches im Range unmittelbar auf das Garderegiment Preobraschensk folgte. Er hatte die körperlichen Züchtigungen abgeschafft und war daher außerordentlich beliebt bei den Soldaten.

Er wurde durch den wegen seiner rücksichtslosen Strenge bekannten Grafen Arakschejew im Commando dieses Regiments abgelöst. Arakschejew führte die Stockprügel wieder ein und das Regiment empörte sich.

Metternich erfuhr diesen Aufstand früher als der Kaiser Alexander, und als dieser an demselben Tage, wo der österreichische Diplomat die Nachricht erhalten hatte, wiederholt versicherte, daß er für Rußland bürge, antwortete Metternich:

»Ew. Majestät geben diese Versicherung, weil Sie nicht wissen, was in Rußland vorgeht.«

»Wie, ich weiß nicht was in meinem Reiche vorgeht?« erwiederte Alexander.

»Nein, denn Ew. Majestät wissen nicht, daß sich das zweite Garderegiment in Petersburg empört hat und seinen Obersten todtschießen wollte.«

Kaum hatte der Fürst Metternich diese Worte gesprochen, so kam der Courier an und übergab dem Kaiser Alexander die Depesche, welche die eben von Metternich mitgetheilte Nachricht meldete.

Alexanders Gemüth wurde dadurch so heftig erschüttert,

daß er dem Congreß beitrat und der Krieg gegen die Cortes in Spanien beschlossen wurde.

Die russischen Patrioten, die auf ihn als den Führer der Bewegung gezählt hatten, zweifelten noch, daß Alexander nach den von ihm gemachten Versprechungen und zumal nach den in dem Briefe an Kotschubin ausgedrückten Gefühlen sie im Stich lassen könne. Aber bald war kein Zweifel mehr möglich: Alexander hob die Freimaurerei in seinen Staaten auf und verbot die Versammlungen.

Es bestand damals in Rußland ein großer Verein zur Förderung der Erziehung und des öffentlichen Unterrichts. Dieser Verein, der bis dahin ganz offen gehandelt hatte, wurde nun eine geheime Gesellschaft, die sich in eine nördliche und eine südliche Section theilte. Die Gemäßigten schlossen sich dem nördlichen Verein an und erklärten Murawjew als ihr Oberhaupt. Der aus den exaltirten Köpfen bestehende südliche Verein wählte Pestel zum Dictator.

Während diese doppelte Verschwörung im Anzuge war, wurde Alexanders Trübsinn durch den Tod einer zärtlich geliebten natürlichen Tochter vermehrt. Das liebenswürdige Mädche, nwelches mit dem Grafen Schuwalow verlobt war, starb in der Schweiz an den Folgen einer Erkältung. Alexander überließ nun die Leitung der Staatsgeschäfte ganz dem grausamen Grafen Araktschejew. Dieser war der Sohn eines kleinen Gutsbesitzers; er hatte sich durch die Umgestaltung der Artillerie und die Gründung der Militärcolonien namhafte Verdienste um Rußland erworben. Er war ein kluger, energischer, aber zugleich grausamer Mann. Jedermann zitterte vor ihm, nur der General Jermolow soll es gewagt haben ihm die Spitze zu bieten: er hätte durch diesen Widerstand gegen

den Gewalthaber fast seine ganze Laufbahn verscherzt. Es wäre wahrlich schade gewesen, einem Wüthrich wie Araktschejew den ritterlichen Jermolow zu opfern. Jermolow nahm zum fünften Male die Redoute, in welcher Caulaincourt fiel; er verließ sie erst als alle Kanoniere gefallen und die Kanonen vernagelt waren. Wir werden Gelegenheit haben, auf diesen alten noch lebenden Helden, der in Moskau ein kleines, hölzernes Haus bewohnt, zurückzukommen.

Jermolow war noch Artillerieoffizier, als Araktschejew seine Bespannung in schlechtem Stande fand.

»Wissen Sie wohl,« sagte er, »daß der gute Ruf eines Offiziers von seinen Pferden abhängt?«

»Ja, Herr General,« antwortete Jermolow, »ich weiß wohl, daß in Rußland der gute Ruf der Menschen von dem Vieh abhängt.«

Wie der Herzog von Richelieu, der keinen Unterschied unter den Menschen machte, behandelte Araktschejew seine Günstlinge wie die Fremden mit gleich schonungsloser Härte. Unter seinen Günstlingen war der Sohn eines Preußen, seines Kammerdieners, den er zum General machte, wie Kutaisow vom Kaiser Paul in den Grafenstand erhoben worden war. Auf einer großen Parade, die zu Nowgorod gehalten wurde, führte der General Kleinmichel — so hieß der Günstling des Günstlings — ein Manöver sehr schlecht aus. Nach der verunglückten Schwenkung rief Araktschejew den General Kleinmichel zu sich und sagte zu ihm in Gegenwart aller Offiziere:

»Du Einfaltspinsel sagtest mir, daß Du in geringer Achtung stehest, und ich heftete Dir Epauletten auf die Schultern; Du sagtest mir, daß man Dich immer noch nicht genug respectire, und ich steckte Dir den Wladimirorden auf die Brust;

aber hier,« setzte er hinzu, indem er ihm den Hut vom Kopfe schlug und an die Stirn stieß, »hier konnte ich leider nichts hineinbringen. Das mußte ich dem lieben Gott überlassen, aber der liebe Gott scheint an deinem Geburtstage etwas Anderes zu thun gehabt zu haben.«

Dann wandte er sich ab, indem er ihm noch einmal das Schimpfwort »Durak« zurief.

Der Major R** war in eine Militärcolonie verbannt worden. Um sich die Langweile zu vertreiben und zugleich auch seinem Grimm gegen den Despoten Araktschejew freien Lauf zu lassen, richtete er eine Menge Gänse und Truthühner ab, und durch Geduld und Ausdauer hatte er es dahin gebracht, daß sich die gefiederte Truppe auf das Commando: »stroisa!« in Reih und Glied stellte, und die gewöhnliche Begrüßung des humoristischen Exerciermeisters: »Sdorona ribiata!« (Guten Tag, Kinder) mit ihren angebornen Naturlauten beantworteten, wie die Soldaten die übliche Anrede des Generals pflichtschuldigst erwiederten.

Araktschejew erfuhr die Spielerei, mit welcher sich der Major R** die Zeit vertrieb und machte eine Reise nach der Militärcolonie.

Der Major fragte den ganz unerwartet erscheinenden Grafen, ob er die Truppen unter's Gewehr treten lassen sollte.

»Das ist nicht nöthig,« antwortete Araktschejew; »ich will nicht Ihre Soldaten, sondern Ihre Gänse und Truthühner mustern.«

Der Major sah wohl, daß jede Weigerung fruchtlos seyn würde; er ließ seine gefiederte Miliz aufmarschiren. Es schien

fast, als hätten die klugen Thiere gewußt, welche Ehre ihnen zu Theil wurde, denn nie hatten sie so regelmäßig manövrirt, nie mit solcher Freude die Anrede ihres Exercirmeisters beantwortet.

Der Graf Araktschejew sagte dem Major sehr viel Schmeichelhaftes; aber er schickte ihn sammt seiner gefiederten Armee in die Festung und befahl dem Commandanten, ihm abwechselnd täglich eine Gans und eine Truthenne braten zu lassen und ihm keine andere Speise zu schicken, bis die ganze Armee aufgerieben sey.

Am zwölften Tage war dem Major das Fleisch seiner Zöglinge so zuwider geworden, daß er erklärte, lieber sterben zu wollen und jede Nahrung zurückwies.

Der Major fastete wirklich drei Tage, am vierten nahm Araktschejew seinen Befehl zurück.

Der Graf besaß im Gouvernement Nowgorod ein schönes Gut. Es war ein Geschenk des Kaisers Alexander, der ihn mit Geld und Würden überhäufte. Araktschejew war über die Maßen ordnungsliebend. Hinter dem Hause hatte er einen Garten mit genau abgezirkelten Blumenbeeten. An jedem der letzteren steckte ein Zettel mit dem Namen des Dworetzki *), dem die Pflege des Blumenbeetes oblag. Wenn eine Blume geknickt war, wenn auf der frischen Erde ein Fußstapfen bemerkt wurde, oder ein Unkraut hervorkam, so wurde der Dworetzki von Nastasia, dem Hausdrachen des Grafen, zu fünfundzwanzig, fünfzig bis hundert Ruthenstreichen verurtheilt. Dieses weibliche Ungethüm, welches keine größere Freude kannte, als die armen Dienstleute martern zu lassen, hatte unbedingte Gewalt über den sonst so tyrannischen Grafen. Unter dem Volk wurde

*) So heißen die Dienstleute des Gutsherrn.

Nastasia für den Satan gehalten, der sich in ein Weib verwandelt hat.

Endlich beschlossen der Kutscher und der Koch des Grafen, unbekümmert um die Folgen einer solchen That, die Welt von diesem weiblichen Unholde zu befreien. Eines Abends, als der Graf außer dem Hause war, ermordeten sie ihre Peinigerin.

Als Araktschejew diese Nachricht erfuhr, schloß er sich fünf Tage und fünf Nächte ein und schrie und brüllte, daß man's im ganzen Hause hören konnte. Als er endlich wieder sichtbar wurde, liefen alle seine Leute auf die Straße, denn seine Leichenblässe und seine mit Blut unterlaufenen Augen gaben ihm ein entsetzliches Aussehen.

Da die Dienstleute die Thäter, welche im Grunde nichts Anderes gethan, als was sie alle schon längst beschlossen hatten, nicht nennen wollten, so wurden sie alle furchtbar gepeitscht. Zwei oder drei starben unter der Knute.

Die innige Zuneigung Alexanders zu diesem barbarischen Emporkömmling war um so auffallender, da Araktschejew die beiden Großfürsten Nicolaus und Michael sehr hochfahrend behandelte und seine Abneigung gegen dieselben bei jeder Gelegenheit ganz offen zu erkennen gab. Wahrscheinlich wußte er nichts von der Thronentsagung Constantins, sonst würde ihm die Klugheit ein rücksichtsvolleres Benehmen gegen den Thronfolger Nicolaus geboten haben.

Als Nicolaus den Thron bestiegen hatte, wurde Araktschejew in Ruhestand gesetzt, aber wie der Parther schoß er noch auf dem Rückzuge einen Pfeil auf den Kaiser ab: er ließ ihm seinen Adjutanten Kleinmichel. Um diesen in die nächste Umgebung des Kaisers zu bringen, hatte er sich das Ansehen

gegeben, als ob er mit seinem Schützlinge zerfallen sey, und ihn entlassen. Von Araktschejew entlassen zu seyn, war eine Empfehlung für den Kaiser Nicolaus; der neue Monarch ging in die Falle und machte den von seinem Gönner verstoßenen Emporkömmling zu seinem Adjutanten. Als Araktschejew den Erfolg seiner List sah, rief er, trotz seines Alters vor Freude springend, aus: »Jetzt habe ich mich gerächt — man mag mich immerhin nach Sibirien verbannen!«

Araktschejew zog sich auf sein Landgut zurück, peinigte die Bauern und brandschatzte, wie ein mittelalterlicher Raubritter, alle Reisenden, die eine von ihm erbaute Brücke betraten. Ein junger Fähnrich, der auf Urlaub ging, weigerte sich die zehn Kopeken Brückenmauth zu zahlen. Der bärbeißige Graf, vor den er geführt wurde, fragte ihn, warum er die einmal festgesetzte Abgabe nicht entrichten wolle. Der junge Offizier antwortete, er bekomme während seines Urlaubs nur fünfundzwanzig Kopeken täglich, er könne von seiner Löhnung keine Abgabe entrichten und halte es überdies unter seiner Würde, sich zu einer ganz willkürlich bemessenen Brückenmauth zwingen zu lassen.

Unter dem Kaiser Alexander würde der Fähnrich den Zorn des Wütherichs schwer empfunden haben; aber unter Nicolaus durfte Araktschejew seinen despotischen Gelüsten keinen so weiten Spielraum mehr lassen. Er mußte sich also darauf beschränken, dem Fähnrich drohend die Faust zu zeigen und ihm zuzurufen:

»Wenn ich jemals wieder ans Ruder komme, so nimm Dich in Acht!«

Aber der Fähnrich schlug ihm ein Schnippchen und antwortete:

»Araktschejew ist begraben und wird nicht wieder auferstehen.«

Er hatte Recht. Araktschejew war so gut wie todt; seine Zeit war abgelaufen.

Diesem Manne hatte Alexander in seinen letzten Regierungsjahren das Geschick Rußlands anvertraut. Sein weiches, keines energischen Entschlusses fähiges Gemüth war durch den Mysticismus vollends entnervt worden; er versank in düstere Schwermuth, an welcher die Reue über manches Unrecht, das er seit dem Tode seines Vaters wenigstens nicht gehindert, an dem er auch wohl großen Antheil hatte, und so wandten sich seine Gedanken immer mehr und mehr von den irdischen Dingen ab, um sich mit dem Himmel zu beschäftigen.

Er wußte, daß eine große Verschwörung in Rußland vorbereitet wurde, und kümmerte sich nicht darum. Er wußte wohl und eine innere Stimme sagte ihm, daß die Verschwörer, denen er einst so bereitwillig entgegengekommen war, das Recht auf ihrer Seite hatten. Man prophezeite eine nahe Katastrophe. Bange Ahnungen beschlichen das gebildete Publicum Rußlands.

Diese Katastrophe sollte bald eintreten.

III.

Auf seiner letzten Reise in die donischen Provinzen war der Kaiser Alexander aus der Droschke gestürzt und hatte sich am Bein verletzt.

Die Droschke muß verborgene, nur den Russen erkennbare Vorzüge haben, oder sie müssen mit großer Zähigkeit an dem Althergebrachten hangen, sonst würden sie gewiß nicht mehr in Droschken fahren. Ein Engländer, der in Ermangelung eines andern Fuhrwerkes in einer Droschke fahren mußte, bot dem Erfinder eines unbequemeren Wagens eine Prämie von tausend Pfund Sterling. Die Prämie ist noch keinem Wagenmacher zuerkannt worden.

Alexander, der sich streng an das selbst entworfene Reiseprogramm hielt, setzte trotz der Ermüdung die Reise fort. Die Wunde verschlimmerte sich durch die Vernachlässigung und übermäßige Anstrengung. Der Kaiser mußte wochenlang das Bett hüten, Monate lang hinken, und zu der düstern Gemüthsbewegung kam noch dieses neue Körperleiden.

Die letzte Unpäßlichkeit befiel ihn im Winter 1824, zur Zeit der Vermälung des Großfürsten Michael. Um dieselbe Zeit erfuhr Alexander durch den Großfürsten Constantin die Fortschritte der Verschwörung, deren Anführer er hätte seyn sollen und deren Opfer er beinahe geworden wäre. Seine letzte Unpäßlichkeit rettete ihn von einem gewaltsamen Tode.

Im Herbste 1823 war der neunten Division, welche in der Beresina in dem Gouvernement Minsk ein Lager bezogen hatte, die bevorstehende Ankunft des Kaisers gemeldet worden. Im Lager befand sich auch das Saratow'sche Regiment, dessen Oberst Schweikowski einer der Verschworenen war. Murawjew Apostol und Bestuschew-Rjumin bauten darauf einen Plan. Mit Hilfe einiger als Soldaten verkleideter Offiziere des Saratow'schen Regiments wollte man sich des Kaisers, des Großfürsten Nicolaus und des Generalstabschefs Diebitsch bemächtigen. Aber die Unpäßlichkeit des Kaisers verhinderte sein Erscheinen im Lager und der Plan kam natürlich nicht in Ausführung.

Man nahm ihn 1824 wieder auf. Einem Gerücht zufolge wollte der Kaiser das dritte Corps der ersten Armee unweit Belaja Tscherkow mustern und in einem Schlosse der Gräfin Branicka absteigen. Beim Ablösen der Schildwachen sollten mehre in Soldaten verkleidete Offiziere in sein Schlafzimmer dringen und ihm dasselbe Schicksal bereiten, das dem Kaiser Paul bereitet worden war. Nach geschehener That sollte Sergei Murawjew Apostol mit dem Obersten Schweikowski und Tresenhausen das Lager aufwiegeln und gegen Kiew und Moskau marschiren, um sich daselbst mit ihren Verbündeten zu vereinigen. Von Moskau sollte Murawjew gegen Petersburg marschiren und sich daselbst dem nordischen Vereine anschließen.

Der Kaiser kam nicht nach Belaja Tscherkow, und diese Verschwörung scheiterte, wie die erste, aus derselben Ursache.

Der vorletzte Anfall der Krankheit, welche dem Leben des Kaisers ein Ende machen sollte, hatte im Winter 1824 zu Zarskoe-Selo stattgefunden. Nachdem er wie gewöhnlich

allein im Park spaziren gegangen war — denn er war minder selbstsüchtig als Ludwig XIII., und wollte nicht, daß sich Jemand bei ihm langweile — hatte er sich vor Kälte zitternd in das Schloß zurückbegeben und in sein Zimmer tragen lassen. Abends stellte sich ein heftiger Fieberanfall ein, und in der Nacht brachte man den Kaiser in einem geschlossenen Schlitten nach Petersburg. Die Wunde war so stark entzündet, daß die eilends zusammenberufenen Aerzte die Amputation für nothwendig erklärten. Nur der Doctor Willye, Leibchirurg des Kaisers, verweigerte seine Zustimmung und erklärte sich bereit, die Verantwortung für die möglichen Folgen zu übernehmen. Der Kaiser wurde auch dieses Mal noch gerettet.

Als die schöne Jahreszeit kam, erklärten die Aerzte einstimmig, daß eine Reise zur vollständigen Wiederherstellung seiner Gesundheit nothwendig sey und riethen zu einem Aufenthalt in der Krim. Der Kaiser hatte in seiner trüben Stimmung gar keinen Reiseplan gemacht, es war ihm daher ziemlich gleichgiltig, welchen Theil seines großen Reiches er als Reiseziel wählen sollte. Die Kaiserin, welche ebenfalls kränkelte, erhielt auf ihr Bitten die Erlaubniß ihn zu begleiten. Die Abreise machte viele Arbeit; jeder Minister beeilte sich seine Geschäfte mit ihm abzuthun, als ob er ihn nicht wiedersehen sollte. Alexander mußte daher in den letzten Wochen seines Aufenthaltes zu Petersburg früher aufstehen und sich später zur Ruhe begeben. Endlich, im Juni, nachdem die ganze kaiserliche Familie einem feierlichen Gottesdienste beigewohnt hatte, verließ er sein theures Zarskoe-Selo, das er nicht wiedersehen sollte und wo sich sein Zimmer noch in demselben Zustande befindet, in welchem er es verlassen. In Begleitung der Kaiserin und einiger Ordonnanzoffiziere unter dem

Befehl des General Diebitsch, trat er, von seinem Leibkutscher Iwan geführt, die Reise nach der Krim an.

Im August kam Alexander nach Taganrog, einer Hafenstadt am asowschen Meere, einige Meilen von der Mündung des Don, da, wo der Sage zufolge dem auf dem Palus-Möoties umherirrenden Attila eine Hirschkuh erschien, um ihm den Weg nach Rom und Paris zu zeigen.

Alexander kam zum zweiten Male in diese Stadt, deren Lage ihm gefiel. Aber er hielt sich nur sehr wenig in der Stadt auf; er entfernte sich in der Frühe und ging zu Fuß im Koth oder Staub umher, bis zur Abendtafel, wobei er sogar die selbst von den Eingebornen angewandten Vorsichtsmaßregeln gegen die Herbstfieber verschmähte. Nachts schlief er auf einem Feldbett sein Kopf ruhte auf einem ledernen Polster.

In Taganrog erfuhr er die Entdeckung der Verschwörung von Belaja Tscherkow. Der Graf Woronzow, Gouverneur von Odessa, machte ihm die Anzeige. Man hatte nicht nur nach dem Throne, sondern nach dem Leben des Kaisers getrachtet. Alexander, der einst Allgeliebte, von welchem der intelligentere Theil der Nation die Anbahnung einer besseren Zukunft erwartet hatte, wurde nun von den Verschwornen als ein Hinderniß des Gemeinwohls betrachtet! Er verhüllte sein Gesicht mit beiden Händen und murmelte leise: »O mein Vater!«

In der Nacht schrieb er an Constantin, den Vicekönig von Polen, und an den Großfürsten Nicolaus. Dann reiste er ab, nachdem er der Kaiserin versprochen sie in Taganrog abzuholen.

Der Kaiser war so aufgeregt, daß sein Leibarzt ihm

dringend empfahl noch einige Tage in Taganrog zu verweilen; aber er drang auf augenblickliche Abreise.

Auf der Reise wurde seine Stimmung noch gereizter: die Pferde liefen ihm nicht schnell genug; er klagte über die schlechten Wege, warf zornig seinen Mantel ab und setzte seine mit Schweiß bedeckte Stirn der kalten, verderblichen Nachtluft aus. Je dringender sein Leibarzt zur Vorsicht rieth, je mehr er ihm die Gefahr solcher Unbesonnenheit vorstellte, desto mehr schien der Kaiser entschlossen, allen Gefahren zu trotzen.

Die Folgen blieben nicht aus. Der Kaiser wurde von einem hartnäckigen Husten und bei seiner Ankunft in Orietow von dem damals an der ganzen Küste des asowschen Meeres herrschenden Wechselfieber befallen.

Alexander gab sogleich Befehl zur Rückreise nach Taganrog; er legte sogar einen Theil des Weges zu Pferde zurück, als ob er gefürchtet hätte, daß ihn der Tod auch dieses Mal noch nicht ereilen werde. Aber bald vermochte er sich nicht mehr im Sattel zu halten und setzte sich wieder in den Wagen.

Am 9. November traf er wieder in Taganrog ein. Er sank bewußtlos nieder, als er das Haus des Gouverneurs betrat. Die selbst sehr kranke Kaiserin fand noch Kraft sich mit ihm zu beschäftigen.

Das Fieber wurde trotz der sorgfältigsten ärztlichen Behandlung immer heftiger. Der Doctor Willye fand den Zustand des Kaisers so bedenklich, daß er den Leibarzt der Kaiserin zu Rathe zog. Am 12. zeigten sich die Symptome einer Gehirnentzündung; die beiden Aerzte erklärten einen Aderlaß für nothwendig, aber der Kaiser wollte sich durchaus nicht

dazu verstehen; er verlangte immer Eiswasser und wies jedes andere Getränk zurück.

Am 13. um vier Uhr Nachmittags ließ sich der Kaiser Papier, Feder und Tinte bringen, schrieb einen Brief und siegelte ihn. Als die Wachskerze angezündet blieb, sagte er zu dem Diener:

»Lösche das Licht aus; man könnte sonst glauben, ich sey schon todt.«

Am folgenden Tage um die Mittagszeit ließ sich der Kaiser, nachdem er den Aderlaß wiederholt verweigert, zu einer Dosis Calomel bewegen. Um vier Uhr Nachmittags hatte sich sein Zustand so sehr verschlimmert, daß es nothwendig wurde einen Priester kommen zu lassen.

»Sire,« sagte der Doctor Willye, »wenn Sie die Hilfe der Heilkunst verschmähen, so empfangen Sie wenigstens den Beistand der Religion.«

»Ich bin bereit,« antwortete der Kaiser.

Am 15. Früh um fünf Uhr erschien der Geistliche in dem Zimmer des erlauchten Kranken.

Alexander reichte ihm die Hand und sagte:

»Betrachten Sie mich als Mensch, und nicht als Kaiser.«

Der Priester trat ans Bett, nahm dem Kaiser die Beichte ab und reichte ihm die Sterbesacramente.

Der Leibarzt trat ein, als der Priester noch da war und die Absolution ertheilte.

»Sire,« sagte er, »ich fürchte, daß Ew. Majestät vergebens gebeichtet haben.«

»Wie so?« fragte der Kaiser.

»Ew. Majestät haben alle Heilmittel so hartnäckig zurückgewiesen, daß Gott Ihren Tod als einen Selbstmord betrachten kann.«

Alexander war betroffen.

»Nun, machen Sie mit mir was Sie wollen,« antwortete er.

Der Arzt setzte sogleich zwanzig Blutegel an den Kopf; aber es war schon zu spät, das Fieber war so heftig, daß ungeachtet der Blutentziehung keine Besserung eintrat.

In der Nacht vom 15. zum 16. verlor der Kaiser das Bewußtseyn, um drei Uhr Früh verschied er.

Die Kaiserin, die trotz ihrer Schwäche die ganze Nacht bei ihm gewesen war, kniete nieder und betete.

Nach einigen Minuten stand sie in ruhigerer Stimmung auf, drückte dem Kaiser die Augen zu, knüpfte ihm ein Tuch um den Kopf, um die Kinnladen zusammenzuhalten, küßte seine schon kalten Hände, kniete noch einmal vor dem Bett nieder und betete. Endlich begab sie sich auf dringendes Zureden der Aerzte in ein anderes Zimmer.

Sobald die Krankheit einen gefährlichen Charakter angenommen hatte, war ein Courier an den Großfürsten Nicolaus abgeschickt worden, um ihn von dem Zustande des Kaisers in Kenntniß zu setzen, und als die Gefahr größer wurde, hatte man täglich neue Eilboten abgehen lassen.

Endlich ging der letzte Courier ab, um folgenden Brief der Kaiserin an die Kaiserin Mutter zu überbringen:

»Unser Engel ist zum Himmel eingegangen und ich wandle noch auf der Erde; aber ich hoffe bald mit ihm vereinigt zu werden.«

Die Kaiserin Elisabeth reiste im Frühjahre von Taganrog ab, um sich auf ein Landgut zu begeben, welches man im Gouvernement Kaluga für sie angekauft hatte. Aber als sie kaum ein Drittheil des Weges zurückgelegt hatte, fühlte sie

sich so schwach, daß sie in dem Städtchen Bolow anhalten mußte. — Acht Tage nachher folgte sie ihrem Gemale in eine bessere Welt.

Die zu Taganrog eingetroffenen Nachrichten konnten auf den Kaiser Alexander wohl einen tief erschütternden Eindruck machen. Der oben erwähnte Oberst Schweikowski, Befehlshaber des Saratow'schen Regiments, auf welchen man bei der beabsichtigten Gefangennahme des Kaisers, des Großfürsten Nicolaus und des General Diebitsch hauptsächlich gezählt hatte, war abgesetzt worden. Ob man Verdacht gegen ihn gehabt oder ihn aus anderen Gründen außer Thätigkeit gesetzt hatte, ist nicht bekannt geworden. Diese Absetzung hatte die fanatischen südlichen Patrioten sehr bestürzt gemacht. Was sollte aus der ganzen Verschwörung werden, wenn die übrigen Obersten, durch welche man die Regimenter zu gewinnen hoffte, ebenfalls abgesetzt wurden? Man beschloß die zum dritten Armeecorps gehörenden Husaren- und Artillerieregimenter ohne Zeitverlust aufzuwiegeln, gegen Kiew zu marschiren und Meuchler nach Taganrog zu senden. Man zweifelte gar nicht, daß die Nachricht von dem Tode Alexanders einen Bruch zwischen Constantin und Nicolaus herbeiführen werde; vielleicht würde es sogar zum Kriege kommen, und diese Gelegenheit wollte man benutzen, um die Republik zu proclamiren.

Wie aus der Untersuchung hervorgeht, erbot sich der Husarenoberst Artamon Murawjew, nach Taganrog zu gehen und die blutige That zu vollbringen; aber man antwortete ihm, er sey bei seinem Regimente nothwendig.

Am Neujahrtage 1826 (13. Januar nach unserer Zeitrechnung) sollte das Regiment Wiatka in Tultschin eintreffen

und die Wache beziehen. Es wurde beschlossen, den Feldmarschall Wittgenstein mit seinem Generalstabschef Kisselew zu verhaften und somit den Truppen das Zeichen zum Aufstande zu geben.

Die beiden Briefe, welche der Kaiser Alexander an die Großfürsten Nicolaus und Constantin geschrieben hatte, kamen inzwischen rechtzeitig an. Pestel wurde am (14.) 26. December verhaftet. Die Häupter des südlichen Bundes, dem dadurch der Hauptnerv abgeschnitten wurde, waren Sergei Murawjew Apostol. Scheikowski, Artamon Murawjew, Spiridow und Michael Lumin. Die Leiter des nordischen Comité's waren Ryiejew, Fürst Trubetzkoi, Fürst Obolinski, Alexander Bestuschew, Batenkow und Kakowski.

Sie erfuhren zugleich den Tod des Kaisers Alexander und die Ernennung Constantins zu seinem Nachfolger, trotz der Verzichtleistung, die der Letztere bereits bei seiner Vermälung mit der Prinzessin von Sachsen-Coburg erklärt hatte, und die er bei dem Tode seines Bruders erneuerte, ohne die Gegenvorstellungen des Großfürsten Nicolaus zu berücksichtigen.

Dieser Zwischenzustand machte dem nordischen Bunde, der die Verhaftung Pestel's nicht wußte, neue Hoffnung. Man beabsichtigte einen Theil der Truppen und des Volkes durch die Erklärung aufzuwiegeln, Constantin habe nicht auf die Thronfolge verzichtet und sein Bruder Nicolaus habe keinen Anspruch auf die Krone. Vielleicht würde es auf diese Weise gelingen, die Regierung des Kaiser Nicolaus mit der Wurzel abzuschneiden. Für diesen Fall ward beschlossen:

Erstens an die Stelle der bisherigen Staatsgewalt eine provisorische Regierung einzusetzen, welche in den Provinzen

die Bildung von Wahlcomité's zum Behufe der Deputirtenwahlen veranlassen sollten.

Zweitens an der Gründung von zwei gesetzgebenden Kammern, deren erste aus lebenslänglich ernannten Mitgliedern bestehen sollte, zu arbeiten.

Drittens zur Durchführung dieser Maßregeln die Truppen zu verwenden, welche dem Kaiser Nicolaus nicht huldigen würden, zugleich aber auch alle Gewaltthaten von ihrer Seite zu verhüten.

Später wollte man, um der constitutionellen Monarchie sichere Garantien zu bieten, Provinzialstände einführen, die Militärcolonien in Nationalgarden verwandeln, die Citadelle unter die Gemeindeverwaltung stellen und die Universitäten Moskau, Dorpat und Wilna für unabhängige Anstalten erklären.

Am 12. December, nemlich zwei Tage vor dem Aufstande, war bei dem Fürsten Trubezkoi eine Versammlung, welcher die drei Brüder Bestuschew, Obolski, Kakowski, Konownitzin, Alexander Odojewski, *) Batenkow, Jakubowitsch und Stschepin Rotowski beiwohnten. Es herrschte eine sehr begeisterte Stimmung in dieser Versammlung. Der Fürst Odojewski, welcher mehr Scharfblick oder mehr Ahnungsvermögen zu haben schien als die Anderen, sagte zu wiederholten Malen: »Ich weiß wohl, daß wir sterben werden, aber welch ein Beispiel werden wir der Welt geben! welchen Ruhm werden wir ernten!«

Am folgenden Tage fand wieder eine Versammlung statt; man hatte erfahren, daß morgen das Manifest über

*) Nicht mit dem Dichter zu verwechseln.

die Thronbesteigung des Kaisers Nicolaus erscheinen sollte. Es wurde verabredet, daß sich den folgenden Tag Jeder mit möglichst vielen Soldaten, oder auch allein auf dem Senatsplatze einfinden sollte. Die Verschwornen hofften, diese Demonstration werde den Kaiser bewegen mit ihnen in Unterhandlung zu treten. Dann wollten sie folgende Bedingungen stellen: Die Deputirten sollten in allen Gouvernements zusammenberufen und neue organische Gesetze votirt werden, inzwischen aber sollte eine provisorische Regierung die nothwendigen Maßregeln zur Erhaltung der öffentlichen Sicherheit und der Einheit des Staates ergreifen. Der Fürst Trubezkoi sollte sich an die Spitze der abtrünnigen Truppen stellen; Jakubowitsch und Batenkow sollten unter seinem Oberbefehle commandiren.

Der 14. December kam. Arbusow, Alexander Bestuschew und mehre andere Offiziere begaben sich zu den Soldaten, welche dem Generalmajor Schimolo den Huldigungseid verweigerten. Der General ließ ihre Rädelsführer verhaften, aber als zehn Minuten nach dieser Verhaftung einige Schüsse fielen, rief Nicolai Bestuschew: »Höret, Kinder, man schießt eure Cameraden nieder.«

Das Bataillon stürzte, von Bestuschew geführt, aus der Caserne hervor. Die bis dahin unschlüssigen Offiziere gingen mit.

Im Moskauischen Regiment hatte die Empörung fast eben so weit umsichgegriffen. Fürst Stschepin Rotowski, Michail und Alexander Bestuschew, Broko und Walkow durcheilten die Reihen der zweiten, dritten und fünften Compagnie und riefen den Soldaten zu: »Man betriegt Euch, indem man die Eidesleistung von Euch fordert; der Großfürst Constantin

hat der Krone nicht entsagt; er ist gefangen sammt dem Großfürsten Michael, dem Befehlshaber unseres Regiments. — Der Kaiser Constantin wird Euch doppelte Löhnung geben,« rief ihnen Michail Bestuschew zu; »nieder mit allen Denen, die den Kaiser Constantin verrathen!«

Dann befahl er den Soldaten, scharfe Patronen zu fassen und ihre Gewehre zu laden. Der Fürst Stschepin forderte nun die Insurgenten auf, sich der Fahne des Grenadiercorps zu bemächtigen, stürzte mit gezogennem Degen auf den General Frederiks zu und streckte ihn mit einem Hiebe über den Kopf zu Boden. Auch der General Schenschin sank schwer verwundet nieder. So schlug sich Stschepin bis zu der Fahne durch, trug sie davon und begab sich, von den aufgewiegelten Compagnien gefolgt, auf den Isaksplatz.

Inzwischen thaten Jakubowitsch und Kakowski Wunder der Tapferkeit. Kakowski drang bis zu dem alten General Miloradowitsch, dem Gouverneur von Petersburg, vor und schoß ihn nieder. Ein Verschworner hatte schon sein Pistol auf den Großfürsten Michael gerichtet, aber die Matrosen ergriffen noch zeitig seinen Arm.

Es war ein entsetzlicher Tumult auf dem Senatsplatz. Der neue Kaiser stand den Empörern gewissermaßen gegenüber. Er gab nun das Programm jenes starren unbeugsamen Charakters, der sich während einer dreißigjährigen Regierung nie verläugnete. Statt mit den Aufständischen zu unterhandeln, schickte er den Generalmajor Niedhart an das Seminowskische Garderegiment mit dem Befehl, die Meuterer augenblicklich anzugreifen, und das Gardeküraßierregiment mußte sich schlagfertig halten. Dann begab sich Nicolaus persönlich in die Hauptwache des Winterpalastes, welche von der finnischen

Garde besetzt war, ließ die Gewehre laden und die Zugänge des Schlosses besetzen. In demselben Augenblicke entstand ein großer Tumult auf dem Admiralitätsplatz. Zwei Compagnien des Moskauischen Regiments kamen mit fliegender Fahne und Trommelschlag anmarschirt und riefen: »Es lebe Constantin! Nieder mit Nicolaus!« Aber statt gegen den noch schutzlosen Winterpalast anzurücken, stellten sie sich vor dem Senatsgebäude auf. Die Gardegrenadiere und etwa fünfzig bewaffnete Civilpersonen gesellten sich zu ihnen.

In diesem Augenblicke erschien der Kaiser in einer Thür des Palastes und warf einen Blick auf den Tumult. Er war blässer als gewöhnlich, schien aber vollkommen ruhig. Während seiner dreißigjährigen Regierung hat man ihn oft auffahrend und zornig, aber nie schwach gesehen.

Vom Marmorpalast her hörte man nun den Galopp einer Reiterschwadron. Es waren die Gardekürassiere unter der Anführung des Grafen Alexei Orlow. *) Das Gitterthor that sich auf; Orlow sprang vom Pferde, und das Regiment stellte sich vor dem Palast auf.

Zugleich hörte man die Trommeln des Regiments Preobraschensk, welches bataillonweise in den Schloßhof marschirte. Hier befand sich der Kaiser mit der Kaiserin und dem jungen Großfürsten. Gleich darauf erschien die Nobelgarde, die sich im Viereck aufstellte, dessen eine freigelassene Seite von der Artillerie ausgefüllt wurde.

Die Aufständischen legten allen diesen drohenden Vorkehrungen kein Hinderniß in den Weg; sie riefen nur: »Es

*) Alexei Feodorowitsch Orlow, natürlicher Sohn des vierten Orlow Feodor Grigorjewitsch.

lebe Constantin! Nieder mit Nicolaus!« sie erwarteten Verstärkungen.

Man hatte angefangen zu rufen: »Es lebe die Constitution!« Aber auf die Frage der Soldaten was die Constitution sey, antwortete man ihnen, es sey die Gemalin Constantins, und der Ruf fand keinen Anklang mehr.

Inzwischen zeigte sich der angeblich verhaftete Großfürst Michael in den Casernen und widerlegte durch seine Gegenwart das von den Verschwornen verbreitete Gerücht seiner Gefangennahme. In die Caserne des Moskauischen Regiments kam er, als schon zwei Compagnien ausgerückt waren, aber es gelang ihm die übrigen zurückzuhalten.

Es war Zeit. Denn in dem Augenblicke als der Rest des Regiments den beiden aufgewiegelten Compagnien folgen wollte, erschien der Graf Lieven, Hauptmann der fünften Compagnie, und übersah auf den ersten Blick die Lage der Dinge. Er ließ sogleich die Thüren schließen. Dann stellte er sich mit gezogenem Degen vor der Fronte auf und erklärte, daß er den Ersten, der sich rühre, niederstoßen werde. Ein Lieutenant trat vor und setzte dem Grafen Lieven ein Pistol auf die Brust. Dieser schlug ihm mit dem Degengefäß das Pistol aus der Hand; aber der junge Offizier nahm es schnell auf und richtete es wieder auf den Grafen, der nun mit verschränkten Armen auf seinen Untergebenen zutrat. Der Lieutenant wich im Angesicht des stumm und regungslos dastehenden Soldaten zurück, drückte aber sein Pistol ab. Das Zündloch war jedoch verstopft, das Pulver auf der Pfanne zischte.

In diesem Augenblick wurde an die Thür geklopft.

»Wer ist da?« fragten einige Stimmen.

»Ich — der Großfürst Michael,« antwortete der Bruder des Kaisers.

Einige Augenblicke der Bestürzung folgten diesen Worten: man hatte ja versichert, der Großfürst sey im Gefängniß.

Der Großfürst ritt, von einigen Ordonnanzoffizieren gefolgt, in den Casernenhof ein.

»Was bedeutet diese Unthätigkeit mitten in der Gefahr?« fragte der Großfürst; »bin ich unter Verräthern oder treuen Dienern?«

»Ew. Hoheit sind mitten unter Ihrem treuesten Regiment,« antwortete der Graf Lieven; »Sie werden sich sogleich davon überzeugen.«

Er hob seinen Degen und rief: »Es lebe der Kaiser Nicolaus!«

»Es lebe der Kaiser Nicolaus!« riefen die Soldaten einstimmig.

Der Lieutenant wollte das Wort nehmen, aber der Graf Lieven faßte ihn beim Arm und sagte zu ihm:

»Sehen Sie denn nicht, daß Ihre Sache verloren ist? Schweigen Sie, ich will nichts sagen.«

»Lieven,« sagte der Großfürst, »ich übertrage Ihnen die Führung des Regiments.«

Dann ritt er weiter, und überall fand er, wenn nicht Begeisterung, doch wenigstens Gehorsam.

Die Nachrichten, welche der Kaiser von Minute zu Minute erhielt, waren also gut; von allen Seiten erhielt er Verstärkungen. Die Sapeurs standen vor dem Palast der Eremitage, und der Rest des Moskauischen Regiments rückte unter dem Commando des Grafen Lieven vor der Newski-Perspective an. Sein Erscheinen wurde von den Aufständischen, welche

unerwartete Hilfe zu bekommen glaubten, mit lautem Jubel begrüßt. Aber statt sich mit ihnen zu vereinigen, stellten sich die neuen Truppen dem Palast gegenüber auf, so daß die Empörer zwischen ihnen, den Gardekürassieren, der Artillerie und der Nobelgarde eingeschlossen waren.

In diesem Augenblicke hörte man mitten in dem Tumult den Gesang von Priestern, und der Metropolit erschien mit seinem ganzen Clerus. Er kam eben aus der Kasan'schen Kirche und wollte die Aufständischen zur Umkehr ermahnen. Aber die Unwissenheit und Sittenverderbniß des russischen Clerus war eine der Hauptursachen, welche die Mißvergnügten zum Aufruhr getrieben hatten. Die Anführer der Aufständischen traten aus den Reihen und riefen den Popen zu:

»Zurück! menget Euch nicht in irdische Dinge!«

Nicolaus, der einen anstößigen Auftritt fürchtete, befahl ihnen sich zurückzuziehen.

Der Metropolit gehorchte.

Der Kaiser wollte noch persönlich einen Versuch machen, die Rebellen zu ihrer Pflicht zurückzuführen. Seine Umgebungen wollten ihn zurückhalten, aber er sagte mit der ihm eigenen Entschiedenheit: »Meine Herren, es ist meine eigene Partie, die ich spiele, es ist also nicht mehr als billig, daß ich mein Leben einsetze. — Lassen Sie das Gitterthor öffnen!«

In demselben Augenblicke sprengte der Großfürst Michael herbei, sprang vom Pferde und flüsterte dem Kaiser zu: »Ein Theil des Regiments Preobraschensk, von welchem Ew. Majestät umgeben sind, macht mit den Rebellen gemeinsame Sache, und der Fürst Trubezkoi, dessen Abwesenheit Ihnen schon aufgefallen seyn muß, ist das Haupt der Verschwörung.«

Der Kaiser sann einen Augenblick nach, aber er bestärkte sich nur noch mehr in seinem Entschlusse.

»Man bringe mir den Thronerben,« sagte er.

Der damals siebenjährige Kronprinz wurde hergeführt. Der Kaiser hob das Kind auf.

»Soldaten,« sagte er, »wenn ich falle, so ist dieser euer Kaiser. Oeffnet eure Reihen, ich vertraue ihn eurer Treue an.«

Er warf den Knaben den Grenadieren des Regiments Preobraschensk in die Arme. Es ist nicht zu vergessen, daß es dasselbe Regiment war, welches die Zugänge zu dem Michailow'schen Palast bewacht hatte, während der Kaiser Paul ermordet wurde.

Lauter Jubel erhob sich aus den Reihen der Grenadiere; die Schuldigen breiteten die Arme aus, um den jungen Großfürsten zu empfangen. Er wurde mitten in das Regiment getragen und mit der Fahne unter die gleiche Obhut gestellt.

Der Kaiser Nicolaus stieg nun zu Pferde und ritt fort.

IV.

Vor dem Thore des Palastes warfen sich die Generale dem Kaiser in den Weg und baten ihn inständig, nicht weiter zu gehen; die Aufständischen hätten offen erklärt, sie trachteten nach seinem Leben, alle ihre Gewehre seyen scharf geladen. Aber der Kaiser antwortete, sein Leben stehe in Gottes Hand.

Nachdem er allen seinen Umgebungen verboten hatte, ihm

zu folgen, sprengte er gerade auf die Empörer los und hielt auf Pistolenschußweite vor ihrer Fronte an.

»Soldaten,« rief er ihnen zu, »man sagt, Ihr trachtet mir nach dem Leben; wenn es wahr ist, so bin ich da — schießet, Gott möge zwischen uns richten!«

Das Commando: »Feuer!« blieb zweimal erfolglos; aber auf das dritte Commando fielen etwa zwanzig Schüsse. Die Kugeln pfiffen um den Kaiser, aber keine traf ihn. Hundert Schritte hinter ihm wurden einige Soldaten und der Oberst Welko verwundet.

In diesem Augenblicke erschien der Großfürst Michael an der Seite des Kaisers; die Kürassiere sprengten herbei, die Artilleristen traten mit brennenden Lunten an die Kanonen.

»Halt!« rief der Kaiser. Aber er ward in einem Augenblicke von den Leuten des Grafen Orlow umzingelt und mit Gewalt in den Palast zurückgeführt, während der Großfürst Michael mitten unter die Artilleristen sprengte und einem derselben die Lunte entriß.

»Feuer!« rief er, »Feuer auf die Verräther!«

Vier Kartätschenschüsse krachten mit den bereits gerichteten Kanonen. Die Befehle des Kaisers konnte Niemand hören. Der ersten Artilleriesalve folgte sogleich eine zweite.

Die Wirkung war in dieser geringen Entfernung furchtbar. Mehr als sechzig Mann von den Gardegrenadieren und von dem Moskauischen Regiment blieben auf dem Platze, die übrigen flüchteten sich über die Galernajastraße, den englischen Quai, die Isaksbrücke und die zugefrorne Newa. Die Nobelgarde setzte den Rebellen nach.

So war die seit fünf Jahren vorbereitete Verschwörung mit einem Schlage vernichtet; der Hoffnungstraum zweier

Völker war zerronnen, die Befreiung von vierundzwanzig Millionen Leibeigenen vereitelt; denn die Verschwornen hatten zwischen Russen und Polen keinen Unterschied gemacht.

An demselben Tage, 14. December, wurde Pestel im südlichen Rußland verhaftet. Er hatte eben noch Zeit, dem Fürsten Sergei Wolkonski in deutscher Sprache zuzurufen: »Fürchten Sie nichts; retten Sie nur mein russisches Gesetzbuch. Ich sage nichts aus.«

Sergei und Matwei Murawjew wurden zugleich mit Pestel verhaftet, aber von einigen zum Slavenbunde gehörenden Offizieren befreit.

Kaum war Sergei Murawjew frei, so war er darauf bedacht, das Regiment Tschernikow aufzuwiegeln. Es gelang ihm. Er beschloß sich gegen Kiew und Belaja Tscherkow zu wenden, um sich mit den Offizieren des Slavenbundes zu vereinigen. Endlich entschied man sich für Brussilow, von wo man, je nach Umständen, in einem Tage entweder Kiew oder Belaja Tscherkow erreichen konnte.

Kurz vor dem Abmarsch las der Regimentspope die Messe und nach derselben den von Bestuschew verfaßten Katechismus, welchen die demokratische Regierung für den Gott wohlgefälligsten erklärte. Man mußte, wie in Petersburg, den Namen des Großfürsten Constantin vorschieben.

Unterwegs erfuhr Murawjew, daß die Truppen, die er für sich zu gewinnen hoffte, nicht in Belaja Tscherkow waren. Er kehrte wieder um; aber kaum hatte er einige Werste zurückgelegt, so traf er mit dem General Geismar zusammen, der ihn mit seinen Husaren verfolgte.

Murawjew faßte einen raschen Entschluß: er commandirte seine Leute gegen die Artillerie, welche der General Geismar

bei sich hatte; aber dieser ließ seine Artillerie feuern. Der Befehl wurde von beiden Seiten, aber mit verschiedenem Erfolg vollzogen. Murawjew sank, von einem Kartätschensplitter getroffen, zu Boden.

Er war nur in Ohnmacht gefallen; nach zehn Minuten kam er wieder zu sich, aber seine Leute waren schon auf der Flucht, er konnte sie nicht mehr einholen.

Ippolyt Murawjew sah, daß Alles verloren war; er nahm sein Pistol und erschoß sich. Die beiden andern Brüder wurden gefangen.

Die beiden Prozesse mußten natürlich zusammen verhandelt werden. Der Kaiser ernannte eine Untersuchungscommission unter dem Vorsitz des alten Lapuchin, desselben, der auf Ansuchen seiner Tochter von Paul I. in den Fürstenstand erhoben worden war.

Die Untersuchung dauerte vier und einen halben Monat. Am meisten belastet erschienen Paul Pestel, Conrad Rylejew, Sergei Murawjew-Apostol, Michail Bestuschew Rjumin und Peter Kakowski.

Es waren alle Fünf ausgezeichnete Männer. Paul Pestel war kaum dreißig Jahre alt, deutscher Abkunft, aber in Rußland geboren. Sein Vater war nach dem verkannten, erst später von Alexander und Nicolaus nach Verdienst gewürdigten Grafen Speranski Gouverneur gewesen, aber in Folge von Angebereien seiner Feinde abgesetzt worden, so daß er sich im Jahre 1825, zur Zeit der Verhaftung seines Sohnes, in fast dürftigen Umständen befand. Paul Pestel war in Dresden erzogen und dann in Petersburg unter das Pagencorps aufgenommen worden. Später hatte er als Offizier den Feldzug nach Frankreich mitgemacht. Er war als Adjutant des

Generals Wittgenstein nach Rußland zurückgekehrt; endlich war er zum Obersten des Infanterieregimentes Wiatka ernannt worden.

Pestel war von kleiner Statur, aber außerordentlich gewandt und kräftig. Seine Thätigkeit war erstaunlich. Man hielt ihn für schlau, arglistig und ehrsüchtig; jedenfalls war er ein höchstintelligenter Mann, der sogar über jene Verschwornen, die ihm persönlich nicht zugethan waren, sehr viel vermochte. Zu diesen gehörten insbesondere Rylejew und Alexander Bestuschew. Er hatte den Plan zu dem Geheimbunde entworfen und das russische Gesetzbuch verfaßt. Seine Stimme gab bei wichtigen Entschließungen immer den Ausschlag. — Man nannte ihn einen Republikaner nach Art Napoleon's und nicht nach Art Washington's. Wer konnte es wissen? Ein schmachvoller Tod setzte seiner gewaltigen, wenn auch irregeleiteten Thätigkeit ein Ziel, und die Verleumdung hätte wenigstens seine Leiche verschonen sollen.

Conrad Rylejew, ein mit Recht gefeierter russischer Dichter, ein junger Mann voll Feuer und Thatkraft, aber leider mit zu wenig Besonnenheit. In einem Gedichte, welches seinem Freunde Bestuschew gewidmet war, hatte er dessen Schicksal und sein eigenes prophezeit.

Sergei Murawjew-Apostol war Oberstlieutenant im Tschernikowschen Infanterieregiment. Er war ein ausgezeichneter, kenntnißreicher, tapferer Offizier. Er gehörte zu den ältesten Mitgliedern des Geheimbundes. Sein Doppelname zeigt an, daß er zugleich der altberühmten russischen Adelsfamilie Murawjew und dem Geschlecht des Kosakenhetmanns Apostol angehörte. Sein Vater, Iwan Murawjew-Apostol, war Senator und zur Zeit des französischen Kaiserreiches russischer

Gesandter bei den Hansestädten und nachher in Madrid gewesen. Ich habe ihn in Florenz oft gesehen, wohin er sich zurückgezogen hatte, um das Schicksal seiner drei Söhne zu betrauern. Diese drei Söhne, von denen sich der eine erschossen, der zweite sein Leben durch Henkershand verloren hatte und der dritte in der Verbannung lebte, waren seine Freude und sein Stolz gewesen. Nie hatte er, wie er mit Thränen versicherte, über einen von ihnen zu klagen. Iwan Murawjew-Apostol, der Vater, war mehr Aristokrat als Liberaler; als Neffe des vormaligen Erziehers Alexanders hatte er stets in der nächsten Umgebung des jüngst verstorbenen Kaisers gelebt. Er war ein ausgezeichneter Sprachforscher, insbesondere Hellenist; er hatte Sheridan's »School for Scandal,« die Satyren des Horaz, die »Wolken« des Aristophanes ins Russische übersetzt und die Beschreibung einer zu archäologischen Zwecken unternommenen Reise nach Taurien herausgegeben. Auf den Tod seines Freundes und Gönners Alexander hatte er eine griechische Ode gedichtet und dieselbe nachher ins Lateinische übersetzt. Seine Lieblingslectüre war der »Prometheus« von Aeschylos. Auch sein Sohn Sergei besaß eine in Rußland seltene wissenschaftliche Bildung. Er hatte 1816 Militärdienste genommen und war im Regimente Tscherkow mit Pestel bekannt geworden. Er erblickte in seinem zweiten Namen Apostol eine noch größere Aufmunterung, als in dem ersten. Dieser Name erinnerte ihn an den Bund der freien Krieger, deren Wahlregiment in Kleinrußland die noch heute nicht aufgegebenen Unabhängigkeitsideen hervorrief. Sein Ahnherr Daniel Apostol war 1727 zum Kosakenhetmann gewählt worden und hatte sein Heimatland tapfer gegen Peter I. vertheidigt. Eine lange Gefangenschaft war der Lohn seiner Vater-

landsliebe gewesen. Die Erinnerung an diese Unabhängigkeit, welche den Jüngling begeistert hatte trieb den Mann zum Aufruhr. Das innige Verhältniß zwischen ihm und seinem Bruder Matwei wurde durch Tod und Verbannung gelöst.

Der Vierte, Michail Bestuschew, war ein obscurer Verwandter des Reichskanzlers Alexei Bestuschew Rjumin, der mit Biron aus Kurland gekommen war und unter Elisabeth die äußeren Angelegenheiten Rußlands leitete. Er war Lieutenant im Infanterieregimente Pultawa und erst später der Verschwörung beigetreten.

Ueber Kakowski's persönliche Verhältnisse haben wir uns keine Auskunft verschaffen können. Als Soldat wußte er zu kämpfen und zu sterben; mehr konnte man von ihm nicht verlangen.

Unter den Verschwörern befanden sich übrigens sieben Fürsten, zwei Grafen, drei Barone, zwei Generale, dreizehn Obersten, zehn Oberstlieutenants. Die Zahl der Angeklagten war 121.

Die Kaiserin Elisabeth hatte die Todesstrafe für gemeine Verbrechen aufgehoben, aber für den Hochverrath beibehalten, oder vielmehr diesen mit Stillschweigen übergangen. Sie hatte beschlossen, keine Strafe, welche den unmittelbaren Tod herbeiführte, unter ihrer Regierung in Anwendung zu bringen, aber sie hatte die Knute und das Auspeitschen mit Ruthen beibehalten, und manche Opfer starben unter dieser Züchtigung, obgleich das Wort »Tod« in dem Urtheil nicht stand.

Von den 121 Angeklagten verurtheilte der Gerichtshof die fünf oben Genannten (Pestel, Rylejew, Sergei Murawjew-Apostol, Michail Bestuschew und Kakowski) zum Rade, 31 zur Enthauptung, 19 zum bürgerlichen Tode und lebens-

länglicher Zwangsarbeit, 38 zur Zwangsarbeit von kürzerer Dauer und zu lebenslänglicher Verbannung, 18 zu lebenslänglicher Verbannung nach Sibirien und Verlust des Adels; 9 endlich wurden zu gemeinen Soldaten degradirt, jedoch mit dem Rechte des Vorrückens. Es wurden 120 Angeklagte verurtheilt.

Die Untersuchung blieb geheim und wurde nur durch die Resultate bekannt.

Der Kaiser nahm einige von den Angeklagten selbst ins Verhör. Unter diesen befand sich Rylejew.

»Sire,« sagte der Dichter, der im voraus seinen Tod besungen hatte, »ich wußte wohl, daß dieses Unternehmen mich ins Verderben stürzen würde; aber die Saat, die wir ausgestreut, wird aufgehen und später ihre Früchte tragen.«

Auch Nicolai Bestuschew, der Bruder Michails, wurde vom Kaiser befragt.

»Ich könnte Ihnen verzeihen,« sagte der Kaiser zu ihm, »wenn ich versichert wäre, in Ihnen künftig einen treuen Diener zu finden.«

»O, Sire,« antwortete Nicolai Bestuschew, »eben darüber beklagen wir uns, daß Ew. Majestät Alles können, was Ihnen beliebt, daß es für Sie kein Gesetz gibt. Für mich wünsche ich keine Begünstigung; aber ich beschwöre Ew. Majestät, lassen Sie die Zukunft Ihrer Unterthanen nicht von den Regungen des Augenblicks, sondern von Recht und Gesetz abhängen!«

Michael Bestuschew, der ebenfalls vor den Kaiser geführt wurde, antwortete auf die an ihn gerichteten Fragen: »Ich bereue nichts und sterbe zufrieden, denn ich weiß, daß ich nicht vergebens sterben werde.«

Der Kaiser Nicolaus blieb lange in tiefem Nachdenken versunken. Ob die Ueberzeugung von seiner Unfehlbarkeit, ob der Glaube an seine panslawistische Sendung erschüttert wurde? Nein, gewiß nicht. Denn als ihm der alte Senator Lapuchin die Urtheile zur Unterschrift brachte und ihm zuerst jenes vorlegte, welches über Pestel, Rylejew, Sergei=Murawjew-Apostol, Michail Bestuschew und Kakowski die Strafe des Rades verhängte, schrieb er mit fester Hand die Bestätigung darunter und gab dem Präsidenten das Todesurtheil zurück.

Der alte Lapuchin, der allen Thorheiten Pauls ruhig zugesehen hatte, erschrak über die Härte des jungen Kaisers. Nicolaus wollte also seine Regierung mit der Bestätigung so furchtbarer Todesurtheile beginnen? Und dies mußte in Rußland einen um so peinlicheren Eindruck machen, da seit der Hinrichtung Abraham Lapuchin's, eines Ahnherrn des jetzigen Gerichtspräsidenten, kein Todesurtheil vollzogen worden war.

Nicolaus sah die Bestürzung des alten Senators. Er war in seinem Recht und hatte nach Ueberzeugung und Gewissen gehandelt.

»Was ist Ihnen denn, Lapuchin?« fragte er; »hat denn der Gerichtshof nicht nach Pflicht und Gewissen das Urtheil gefällt?«

»Ja wohl, Sire.« antwortete der Senator; »aber vielleicht hat der Gerichtshof ein so schreckliches Urtheil nur deshalb gefällt, damit Ew. Majestät Gelegenheit finden, Gnade zu üben.«

»Ich verurtheile ja nicht, wenn ich ein Urtheil des Gerichtshofes bestätige,« erwiederte der Kaiser; »wohl aber,

wenn ich die Strafe umwandle. — Der Gerichtshof mag eine andere Todesstrafe aussprechen.«

Er zerriß das Urtheil, damit der Gerichtshof ein anderes fälle.

Die über die 38 Verurtheilten der zweiten Kategorie verhängte Todesstrafe durch Enthauptung wurde in lebenslängliche Zwangsarbeit verwandelt. Unter diesen befanden sich Nicolai Bestuschew und Matwei Murawjew-Apostol. — Ebenso wurden die übrigen Urtheile gemildert.

Dies geschah am 22. Juli. — Am 23. versammelte sich der Gerichtshof, um über Pestel, Conrad Rylejew, Sergei Murawjew-Apostol, Michail Bestuschew-Rjumin und Peter Kakowski ein neues Urtheil zu fällen. Dieses lautete folgendermaßen: »Der oberste Gerichtshof, die Gnade Sr. kaiserlichen Majestät gegen die übrigen Verschwörer als Richtschnur nehmend und von der ihm zustehenden discretionären Gewalt Gebrauch machend, erkennt zu Recht: daß Paul Pestel, Conrad Rylejew, Sergei Murawjew-Apostol, Michail Bestuschew-Rjumin und Peter Kakowski, statt nach dem ersten Urtheile zur Strafe für ihre furchtbaren Verbrechen gerädert zu werden, durch den Strang hingerichtet werden sollen.«

Die Verurtheilten hattet erwartet, erschossen oder enthauptet zu werden, zumal da die entehrende Strafe des Galgens in Rußland gar nicht gebräuchlich und seit der Ausrottung der Strelitzen durch Peter I. nicht in Anwendung gekommen war.

Der Kaiser Nicolaus unterzeichnete das Urtheil, gestattete den Verurtheilten eine vierundzwanzigstündige Frist zur Vorbereitung zum Tode, und begab sich nach Zarskoe-Selo.

Der Eindruck, den die »Begnadigung« auf die Verur-

theilten machte, war unbeschreiblich. Alle hörten das Urtheil ruhig an; Keiner von ihnen wies die Tröstungen der Religion zurück.

Rylejew nahm dem Priester das Versprechen ab, seiner Frau den Scheidebrief zu überbringen, und um das Schreiben sicher an seine Bestimmung gelangen zu lassen, sollte die Witwe dem Popen eine goldene Dose übergeben. *)

Alle blieben gefaßt; aber gleichgiltiger als alle Uebrigen blieb Pestel, der keinen seiner Grundsätze verläugnete, keine seiner Thaten bereute.

Seit der grausamen Hinrichtung des Ministers Artemy Petrowitsch-Wolonski, also seit achtzig Jahren hatte Petersburg keiner Vollstreckung eines Todesurtheiles beigewohnt. Petersburg sollte nun entschädigt werden.

Am 25. Juli wurde in aller Frühe auf dem Festungswall ein großer Galgen errichtet; die Hinrichtung der fünf Verschwornen sollte um zehn Uhr stattfinden. Der dazu bestimmte Platz befindet sich der kleinen, in dem ältesten Theile von Petersburg gelegenen Dreifaltigkeitskirche gegenüber. Im hohen Sommer fängt es schon um zwei Uhr an zu tagen. Schwacher Trommelschlag und einige Trompetenklänge ließen sich in den verschiedenen Stadttheilen hören, denn jedes in Petersburg liegende Regiment sollte eine Compagnie zur Hinrichtung schicken. Ein paar hundert Neugierige zogen den zur Festung marschirenden einzelnen Compagnien nach und stellten sich unter den Mauern auf.

*) Der russische Clerus steht wie sich aus einem spätern Capitel ergeben wird, auf einer so tiefen Stufe der Bildung, daß diese vorausgesetzte Nothwendigkeit einer Belohnung nichts Beleidigendes für ihn hat.

In der Festung erregte ein langer dumpfer Trommelwirbel die Aufmerksamkeit der Umstehenden und der nahen Bewohner. Es war drei Uhr. Der Tag war angebrochen.

Nach einer kleinen Weile hörte man einen zweiten Trommelwirbel und auf dem Wall erschienen jene Verurtheilten, denen das Leben geschenkt worden war. Sie wurden gruppenweise abgetheilt und jede Gruppe vor dem Regiment aufgestellt, welchem sie angehört hatte. Nachdem ihnen das Urtheil vorgelesen war, mußten sie niederknien. Man riß ihnen die Epauletten, Orden und Medaillen ab, zerbrach ihre Degen über ihren glattgeschornen Köpfen, gab ihnen einen Schlag mit der flachen Hand, zog ihnen einen groben Soldatenmantel an und ließ sie Einen hinter dem Andern am Galgen vorbeimarschiren. Die Uniformen, Orden und Medaillen wurden verbrannt.

Nachdem sie wieder in die Festung getrieben waren, erschienen die fünf zum Tode Verurtheilten auf dem Walle. Die etwa hundert Schritte entfernten Zuschauer konnten ihre Gesichtszüge nicht deutlich erkennen. Sie trugen überdies graue Soldatenmäntel, deren Capuzen ihnen über den Kopf gezogen waren.

Sie stiegen Einer nach dem Andern auf Schämel, welche in einer Reihe unter dem Galgen aufgestellt waren. Pestel zuerst, dann Rylejew, dann Sergei, Murawjew-Apostol, dann Bestuschew - Rjumin und endlich Kakowski. Dann legte man ihnen den Strick um den Hals, und zwar über die Capuze, so daß die Qualen der Unglücklichen verlängert werden mußten. Dann trat der Henker zurück und die Plateform senkte sich unter den Füßen der Verurtheilten.

Ein entsetzlicher Auftritt fand nun statt. Pestel und Ka-

kowski, die sich an beiden Enden befanden, blieben an den Stricken hängen und wurden langsam zu Leichen; aber die drei Andern glitten durch die Schlinge und fielen sammt den Schämeln und dem Breterboden in die Vertiefung.

Die wenigen Zuschauer vermochten einen Schrei des Schreckens nicht zu unterdrücken. Die Ursache dieser im Urtheil nicht ausgesprochenen Verlängerung der Todesqualen ist wohl in der Ungeschicklichkeit der Henkersknechte und nicht in absichtlicher Grausamkeit zu suchen.

Man holte die Verurtheilten aus diesem ersten Grabe. Die Hände waren ihnen gebunden, und sie konnten sich nicht helfen. Der Erste, den man hervorzog, war Murawjew-Apostol.

»O mein Gott!« sagte er, als er wieder ans Tageslicht kam, »es ist wirklich traurig, zweimal zu sterben, wenn man nur Gutes gewollt hat!«

Er trat auf die Seite und wartete.

Der Zweite war Rylejew.

»Da sieht man,« sagte er mit bitterem Hohne, »daß ein Sclavenvolk nichts taugt: es versteht nicht einmal einen Menschen zu hängen!«

Er stellte sich neben Murawjew.

Dann kam Bestuschew-Rjumin. Er hatte sich beim Hinabstürzen ein Bein gebrochen; man trug ihn zu seinen beiden Leidensgefährten.

»Es soll uns also nichts gelingen,« sagte er, »nicht einmal der Tod!«

Er legte sich neben den beiden Anderen nieder, denn er konnte nicht stehen.

Der Kaiser war in Zarskoe-Selo; er würde gewiß Mit-

leid mit den Unglücklichen gehabt und sie begnadigt haben, wenn er in der Nähe gewesen wäre und diesen schauerlichen Zwischenfall erfahren hätte.

Nachdem die Plateform ausgebessert war, stellte man die drei Schämel wieder unter die herabhängenden Stricke.

»Vorwärts!« rief man den Verurtheilten zu.

Murawjew-Apostol und Rylejew schritten muthig zwischen die hängenden Leichen ihrer Freunde Pestel und Kakowski; Bestuschew aber konnte sich nicht aufrichten, er mußte getragen werden.

Zum zweiten Male sank die Plateform und diesesmal zogen sich die verhängnißvollen Schlingen zusammen. Der irdischen Gerechtigkeit war Genüge geleistet.

V.

Wir sind mit der schauerlichen Geschichte vom 14. December noch nicht zu Ende; wir folgen den übrigen Verurtheilten in die Verbannung oder ins Gefängniß.

Alle noch lebenden politischen Gefangenen, Verbannten und Geächteten sind in Folge der von Alexander II. erlassenen allgemeinen Amnestie begnadigt worden; das edle, menschenfreundliche Herz des Kaisers hat unendlich viele Thränen getrocknet, und die Segenswünsche von Tausenden seiner Unterthanen steigen zum Himmel empor. Die Blicke der ganzen civilisirten Welt sind jetzt auf die Reformen in dem großen Reiche gerichtet.

Wir müssen uns aber um dreißig Jahre zurückversetzen. Die zur Verbannung Verurtheilten wurden, mit Fesseln an

den Füßen, je vier in Telegen gesetzt und nach Sibirien geschickt. Am 5. August begann die traurige Reise. Die Verwandten des Fürsten Trubezkoi und des Fürsten Sergei Wolonski warteten auf der ersten Station von Petersburg, um Abschied zu nehmen. Die Frauen hatten die Erlaubniß ihren Männern zu folgen.

Von dieser Erlaubniß machten Gebrauch: die Gemalin des Nicolai Murawjew, geborne Gräfin Tschernitschew, die Fürstin Trubezkoi, die Gemalinnen Alexander Murawjew's und Narhschkin's, endlich die Fürstin Wolkonski, welche ihren Entschluß verheimlichte um von ihren Verwandten nicht an der Ausführung gehindert zu werden.

Es war übrigens eine Freude und ein Glück für diese edlen Frauen, das traurige Los ihrer Männer zu mildern. Die Mutter der Fürstin Trubezkoi sagte zu ihrer Tochter: »Sophie, deine Heimat ist von nun an Sibirien.«

Die Hingebung und Aufopferung dieser Frauen erscheint um so bewundernswerther, wenn man bedenkt, daß sie dieselbe strenge Behandlung zu erwarten hatten wie ihre Männer. Man erklärte ihnen, daß sie nach ihrer Ankunft in Irkutsk nicht mehr über ihr Gepäck zu verfügen haben würden und keine Dienerschaft mehr halten dürften. Um sich daher abzuhärten und an Entbehrungen zu gewöhnen, legten sie ihre seidenen und sammtenen Kleider ab, kleideten sich in grobe Stoffe und begannen einige Wochen vor der Abreise mit ihren zarten Händen die gemeinsten Arbeiten zu verrichten. Sie erlernten die Kochkunst mit größerem Eifer, als sie das Kartenspiel erlernt hatten; sie aßen nur Brot und Grütze und tranken nur Quaß, um ihren Gaumen an die Nahrung des Volkes zu gewöhnen, so wie sie ihre Hände zur Arbeit geschickt

machten. So wandten sie auf sich die Worte der Bibel an, welche den aus dem irdischen Paradiese Verbannten zugerufen wurde: »Im Schweiße deines Gesichtes sollst Du dein Brot essen!«

Neben diesen Beispielen edler Aufopferung habe ich ein noch rührenderes Beispiel treuer Liebe zu erzählen. Eine junge Französin, Namens Pauline Xavier, war die Geliebte des Grafen Annenkow, eines der nach Sibirien Verbannten. Sie verkaufte Alles, was sie besaß, und brachte zweitausend Rubel zusammen. Als sie eben abreisen wollte, wurde ihr dieses Geld gestohlen.

In Petersburg lebte damals der berühmte Fechtmeister Grisier, dessen Schüler auch der Graf Annenkow gewesen war. Er eilte zu der armen trostlosen Pauline. Er besaß tausend Rubel; diese Summe warf er ihr auf den Tisch und behielt einen Rubel um bis zum folgenden Tage zu leben; dann konnte er schon Geld auftreiben, denn alle seine Schüler waren reich, und einen Menschen, der solcher Handlungen fähig ist, läßt der Himmel nicht verhungern.

Inzwischen aber hatte der Kaiser Nicolaus die edle Aufopferung und das Unglück der jungen Französin erfahren. Während Pauline noch unschlüssig war, ob sie die von dem Fechtmeister angebotene Hilfe annehmen sollte, schickte ihr der Kaiser dreitausend Rubel. *)

So war der Kaiser Nicolaus: unbeugsam, aber groß.

*) Die liebenswürdige Pauline Xavier und ihr nachmaliger Gatte, der Graf Annenkow, haben mir den Stoff zu meinem historischen Roman: »der Fechtmeister« geliefert. Beide haben die dreißigjährige Verbannung überlebt und sind nach Rußland zurückgekehrt. Wer weiß, vielleicht werde ich sie sehen.

Ich werde ihn so darstellen wie er war, nicht wie ihn die Schmeichler bei seinen Lebzeiten beurtheilten, nicht wie ihn der Haß einer durch seinen gewaltigen Arm niedergehaltenen Generation nach seinem Tode beurtheilt, sondern so wie ihn die Nachwelt beurtheilen wird. Seine eherne Gestalt wird zwischen den beiden milden, menschenfreundlichen Herrschern, seinem Bruder Alexander I. und seinem Sohne Alexander II. um so entschiedener hervortreten.

Die Verurtheilten waren unterdessen, an den Füßen gefesselt und auf Stroh liegend, auf Telegen nach Sibirien abgereist. Man muß in diesem entsetzlichen Fuhrwerk gereist seyn, um sich einen Begriff zu machen von den Leiden, die sie während der siebentausend Werste langen Reise und auf schlechten Wegen, wo die Fuhrwerke bei Regenwetter bis an die Achse einsinken, zu erdulden hatten.

Jenseits des Baikalsees wurden alle Telegen zu einem Zuge vereinigt und gegen Lindoga geführt. Dort ist das Klima etwas milder als in den übrigen Theilen von Sibirien. Seit 1830 ist das Thermometer im Winter nie unter achtundzwanzig Grade des hunderttheiligen Thermometers gefallen, und im Sommer stieg die Wärme nicht über einunddreißig Grade. Am meisten aber wurde ihr Los durch das Zusammenleben gebildeter, für eine gemeinsame Sache duldender Menschen gemildert; sie konnten sich gegenseitig ihre Hoffnungen mittheilen und von der Zukunft des Vaterlandes träumen. Ueberdies wurden sie von ihren Hütern mit achtungsvoller Rücksicht behandelt, deren sich die Verbannten im Allgemeinen nicht zu erfreuen haben. Man übersah manche kleine Disciplinarvergehen, gestattete Bücher, Federn, Papier und Abends Licht. Alle diese Begünstigungen waren nicht aus-

drücklich vorgeschrieben, aber stillschweigend bewilligt. Die ihnen zugetheilte Zwangsarbeit wurde erleichtert; man sah wohl ein, daß zwischen gemeinen Verbrechern und politisch Compromittirten ein Unterschied zu machen sey. Man ließ ihnen Muße genug, um eine Schule zu gründen: eine Wohlthat, die ihr Andenken in dem öden wilden Lande verewigen wird.

Nach einigen Monaten der Trennung kamen die Frauen, welche die Erlaubniß erhalten hatten, das Los ihrer Männer zu theilen. Für die, welche ihre theuren Lebensgefährtinnen wiederfanden, war es nur noch wie eine halbe Verbannung.

Nach dem Willen des Kaisers sollte keinerlei Verantwortung die Verwandten der Verurtheilten treffen. Er ließ den Vater Pestel's kommen, dem sein Sohn am Tage vor seinem Tode eine verletzende Antwort gegeben hatte. *) Der alte Pestel hatte wegen Unterschleife seinen Platz als Gouverneur von Sibiren verloren. Nicolaus schenkte ihm zur Bezahlung seiner Schulden fünfzigtausend Rubel und erließ ihm den Pacht eines Krongutes, dessen Fruchtgenuß ihm Alexander I. auf zwölf Jahre bewilligt hatte. Außerdem ernannte er den Bruder Pestel's zu seinem Adjutanten.

Warum erhob sich diese strenge Unparteilichkeit nicht zur Milde und Nachsicht? Warum diese Freundlichkeit gegen den Bruder, diese Großmuth gegen den Vater Pestel's und warum so große Strenge gegen manche Andere?

Gegen Batenkow zum Beispiel. Ein seltsames Geschick

*) „Warum hast du conspirirt, Unglücklicher?“ fragte der alte Pestel seinen Sohn. — „Damit es künftig keine Beamte, wie Sie sind, Vater, in Rußland gebe.“

hatte diesen Mann in den Wirbel der Verschwörung getrieben, und er mußte sehr schwer dafür büßen. Seine Leidensgeschichte ist merkwürdig.

Rußland besitzt wenig Rechtsgelehrte. In diesem Lande des Absolutismus, wo die Vertheidigung des Angeklagten unbekannt ist, wo keine Verhandlung öffentlich, wo der Kaiser das Gesetz ist, sind die Rechtsgelehrten nicht nur selten, sondern ziemlich überflüssig.

Im Anfange dieses Jahrhunderts tauchte indeß einer dieser seltenen Männer aus dem Chaos der Rechtsbegriffe auf, wie ein Fruchtbaum in der öden Steppe. Dieser Mann hieß Speranski, der Sohn eines Popen, der einzige geniale Mann, der aus dem russischen Clerus hervorgegangen ist. Er hieß eigentlich Nadejeda (»Hoffnung«); und dieser Name wurde in Speranski übersetzt.

Der junge Michael Michailowitsch Nadejeda kam frühzeitig in ein Seminar, vollendete seine Studien auf der geistlichen Akademie in Petersburg und lag den mathematischen Wissenschaften mit so großem Erfolg ob, daß er schon im Alter von einundzwanzig Jahren zum Professor der Mathematik und Physik an jener Akademie ernannt wurde. Zugleich gab er Privatunterricht im Hause des Fürsten Alexander Kurakin. Auf Verwendung dieser einflußreichen Familie vertauschte er den geistlichen Stand mit dem Staatsdienste. Der geistvolle, thätige junge Mann rückte so schnell vor, daß er schon 1801, im Alter von dreißig Jahren, zum Staatssecretär ernannt wurde. Im Jahre 1803 wurde er von dem Fürsten Kotschubin, dem Minister des Innern, mit der Organisation dieses Ministeriums beauftragt. 1808 wurde er in die von Katharina II. eingesetzte und 1804 erneuerte Gesetzcommission

berufen, zum Staatssecretär und 1809 zum wirklichen Geheimrath ernannt.

Der Kaiser Alexander, der die hohen Geistesgaben Speranski's zu würdigen wußte, verkehrte viel mit ihm, nahm ihn bei wichtigen Gelegenheiten in Rath und schenkte ihm unbedingtes Vertrauen. Von der Nothwendigkeit einer Verbesserung der Staatsmaschine überzeugt, begann er Reformen, die er leider alle auf einmal unternehmen wollte. Am nothwendigsten waren diese Reformen in den geistlichen Bildungsanstalten, im Reichsrath, in den durch zu große Papiergeldemission zerrütteten Finanzen und im Steuerwesen. Zugleich entwarf er ein neues Civil- und Criminalgesetzbuch. Kurz, er entwickelte nach allen Seiten eine staunenswerthe Thätigkeit.

Der Kaiser belohnte den Eifer Speranski's durch das Großkreuz des Andreasordens.

Wir haben schon gesagt, wie schwierig die Ausrottung veralteter Mißräuche in Rußland ist. Wehe dem, der daran rüttelt.

Das Ungewitter, welches sich schon längst über dem Haupte Speranski's zusammengezogen hatte, entlud sich nun auf einmal mit solcher Gewalt, daß der verdienstvolle Mann dadurch zu Boden geworfen wurde. Man beschuldigte ihn, die Unterschrift des Kaisers gefälscht zu haben, um Gelder aus dem Staatsschatz zu nehmen. Sein Sturz war tief. Im Mai 1812, als er aus dem Winterpalast von einer Conferenz mit dem Kaiser kam, wurde er verhaftet, in einen Wagen gesetzt, nach Nischnij-Nowgorod, und von da, als die Franzosen in Moskau einrückten, nach Perm gebracht. Man

ließ ihm nicht einmal Zeit, von seiner Tochter Abschied zu nehmen.

Im Jahre 1813 schickte Speranski an den Kaiser Alexander eine Bittschrift, in welcher er erklärte, daß er sich in der größten Noth befinde und verhungern müsse. Der Kaiser ward durch diese einfache, ungeschminkte Erklärung betroffen. Wie konnte ein Mann, der die Unterschrift des Monarchen gefälscht hatte, um Staatsgelder zu unterschlagen, nach einem Jahre in so tiefes Elend kommen? Es wurde eine Untersuchung angestellt: Speranski war so arm wie Hiob und überdies verbannt.

Die Schuldlosigkeit des verfolgten, verbannten, geächteten, seiner Würde und seines Vermögens beraubten Mannes war nun erwiesen; aber statt ihm die gebührende Genugthuung zu geben, statt seine Ehre wiederherzustellen gab man ihm einen kleinen Gnadengehalt! Erst zwei Jahre nach jener, seine Schuldlosigkeit beweisenden Untersuchung erhielt er die Erlaubniß, auf einem kleinen Landgut, das er unweit Nowgorod besaß, seinen Aufenthalt zu nehmen.

Weit entfernt, Cabalen und Intriguen zu schmieden, lebte der edle Mann in seiner Einsamkeit ausschließlich den Wissenschaften und der Erziehung seiner Tochter.

Im Jahre 1816 erließ der Kaiser einen Ukas, in welchem, wenn auch nicht wörtlich, doch dem Sinne nach, gesagt wurde: »Als ich eben zur Armee abgehen wollte, erhielt ich eine schwerbelastende Anzeige gegen Speranski, und ich konnte dieselbe damals keiner strengen Prüfung unterziehen. Die ihm schuldgegebenen Thatsachen waren indeß so belastend, daß die sofortige Entfernung des Angeklagten aus dem Staatsdienste nur als eine von der Vorsicht gebotene Maßregel erschien.

Nachdem ich später eine Untersuchung anordnete und die Verdachtsgründe nicht triftig fand, so ernenne ich Speranski zum Civilgouverneur der Provinz Pensa.«

Speranski trat sofort seinen neuen Posten an. Der Kaiser schenkte ihm überdies, um die frühere Ungerechtigkeit wieder gut zu machen, noch siebentausend Disätinen Landes.

Endlich wurde er 1819 zum Gouverneur von Sibirien ernannt. In diesem neuen Wirkungskreise wurde er mit einem an Intelligenz und Thätigkeit ihm ebenbürtigen jungen Manne von fünfundzwanzig bis sechsundzwanzig Jahren bekannt. Dieser junge Mann hieß Batenkow.

Der neue Gouverneuer ernannte ihn zu seinem Secretär. Armer Batenkow!

Im Jahre 1821 wurde Speranski nach neunzehnjähriger Abwesenheit wieder nach Petersburg berufen. Der Kaiser Alexander empfing ihn sehr huldreich, als ob er ihm gar kein Unrecht gethan hätte, und das war schon viel. Speranski erhielt seinen Platz im Reichsrathe wieder; sein Plan für Sibirien wurde angenommen und in Ausführung gebracht.

Alexander starb, die Verschwörung vom 14. December brach aus. Batenkow ward nebst den übrigen Theilnehmern verhaftet. Nach geschlossener Untersuchung wurde er unter den achtunddreißig zum Tode Verurtheilten zu lebenslänglicher Zwangsarbeit begnadigt, aber nicht nach Sibirien geschickt. Er wurde in die Kerker des St. Alexis-Ravelins gesetzt.

Woher diese Bevorzugung? Wir werden es sogleich erfahren. Batenkow war, wie gesagt, der Secretär, ja der Vertraute, der Freund Speranski's. Der Kaiser Nicolaus bestätigte zwar Alles, was sein Bruder für den berühmten Rechtsgelehrten gethan hatte, aber allzu großes Vertrauen schenkte

er ihm nicht. Man schien zu glauben, daß Speranski der Decemberverschwörung nicht ganz ferngestanden. War dies wirklich der Fall, so hoffte man, Batenkow werde die Geheimnisse seines Herrn verrathen, um sich dadurch die Freiheit zu erkaufen.

Aber man kannte Batenkow nicht. Er saß dreiundzwanzig Jahre in einem feuchten Kerker unter dem Wasserspiegel der Newa, ohne außer seinen drei Kerkermeistern einen Menschen zu sehen. Nach eilf Jahren gab man ihm eine Pfeife und Tabak; nach dreizehn Jahren erhielt er eine Bibel. Endlich nach dreiundzwanzig Jahren — neun Jahre nach Speranski's Tode — that sich die Thür seines Kerkers auf. Er war so daran gewöhnt, daß er nicht hinaus wollte. Als er in den Hof kam, wurde er durch das helle Tageslicht fast geblendet, und die freie Luft machte einen so gewaltigen Eindruck auf ihn, daß er auf die Knie fiel und in Thränen ausbrach. Er wünschte sich wieder in seinen Kerker zurück, aber er konnte keine Worte finden, seine Gedanken auszudrücken. Er hatte das Sprechen verlernt! — noch jetzt, nach zehnjähriger Freiheit spricht Batenkow nur mit sichtlicher Anstrengung und nur wenn er dazu gezwungen ist. Noch jetzt hat er die Pfeife und die Bibel, die er durch die Gnade des Kaisers erhalten hatte, auf seinem Tische. Am glücklichsten ist er, wenn er seine Pfeife raucht und in der Bibel liest.

Es ist übrigens Thatsache, daß die Decembristen — so nennt man die Verschwörer von 1825 — unter der freisinnigen, intelligenten Bevölkerung von Petersburg, Moskau und ganz Rußland die lebhaftesten Sympathien finden. Kaiser Alexander II. hat Alles gethan, was ihm die Pietät gegen seinen Vater erlaubte: er hat den noch Lebenden die Freiheit

wiedergegeben. Den Todten wird Rußland einst ein Denkmal setzen.

Wir haben ja in Frankreich auch die Sergenten von La Rochelle und die Märtyrer des Klosters St. Mery gehabt.

VI.

Der Leser wird sich erinnern daß ich auf dem Wege zum Michaelsplatz vor der Festung stehen blieb. Ich setze meinen Weg fort; aber da ich auf diesem Wege noch die Isaaksbrücke, den Admiralitätsplatz und einen Theil der Perspective zu berühren habe, so kann ich noch ein Weilchen plaudern — und zwar von dem Kaiser Nicolaus.

Wie die alten Egypter bei dem Begräbniß ihrer Todten, will ich die Vorzüge und Mängel des Verstorbenen aufzählen. Die Generation, welche jetzt dreißig bis vierzig Jahre zählt und so zu sagen erst bei dem Regierungsantritt Alexanders II. frei aufathmete, vermag kein unbefangenes Urtheil abzugeben; sie beurtheilt nicht, sondern verurtheilt, sie prüfet nicht, sondern bricht den Stab.

Ein dieser Generation angehörender Russe, der, wie Batenkow, im Soldatenmantel einen Kerker der Festung bewohnt hat, zeigte mir die vier Basreliefs an der Nicolaussäule, welche den Decemberaufruhr, den Aufstand Polens, die durch die Cholera veranlaßten Unruhen und den ungarischen Krieg darstellen.

»Vier Aufstände,« sagte der Mann; »Sie sehen, diese umfassen die ganze Regierung des Kaisers Nicolaus.«

Es ist Thatsache, daß der Zar die Theilnahme an dem

ungarischen Kriege bitter bereut hat, weil dadurch der nachmals vollendete Verlust des Protectorats über die Moldau und Wallachei angebahnt wurde.

Als der Fürst Menschikow aus der Krim zurückkehrte, wurde er von einem Freunde, den er seit drei bis vier Jahren nicht gesehen hatte, in der unter Russen üblichen Weise angeredet:

»Es ist viel Wasser vorbeigeflossen, seitdem wir uns nicht gesehen haben.«

»Ja wohl,« antwortete Menschikow, »und die Donau ebenfalls.«

Der Kaiser Nicolaus hatte das Glück, die Donau nicht mehr von der russischen Sperre befreit zu sehen. Er starb so rechtzeitig, daß sich sogar das Gerücht verbreitete, er habe seine Todesstunde selbst gewählt und festgesetzt. Doch dies ist ganz ungegründet, Nicolaus ist eines natürlichen Todes gestorben, obgleich die Enttäuschung, welche ihm die Siege der Westmächte an der Alma und bei Inkerman verursachten, seinen Tod sicherlich beschleunigt hat.

Die meisten Dinge, die man dem Kaiser Nicolaus vorwirft, haben ihren Ursprung in seinen übertriebenen Begriffen von seinen Rechten und Pflichten. Kein Zar glaubte mehr an sein Selbstherrscherrecht, keiner hielt sich mehr für verpflichtet, dieses Recht zu wahren und dem Auslande gegenüber zu behaupten. Seine dreißigjährige Regierung war eine ununterbrochene Wache; wie die Feuerwächter in allen Städten seines Reiches den Ausbruch eines Brandes durch ihre Lärmzeichen ankündigten, so signalisirten die russischen Agenten nicht nur jede Regung revolutionärer Gelüste, sondern das russische Heer war auch jederzeit

schlagfertig, dieselbe sowohl innerhalb der Grenzen des ungeheuern Reiches als auch in andern Ländern zu unterdrücken.

Dieser Haß gegen jede freiere Staatsform spricht namentlich aus den Antwortschreiben des Kaisers Nicolaus an Ludwig Philipp und Napoleon III. und trug wesentlich dazu bei, das Bündniß zwischen Frankreich und England, trotz des Nationalhasses beider Nationen, fester zu knüpfen. Der starre, unbeugsame Selbstherrscher wollte nicht einsehen, daß jedes Volk, so lange es seine Nachbarn nicht beunruhigt oder bedroht, zu Hause thun kann was es will. Wenn er die Karte seines unermeßlichen Reiches betrachtete, welches den siebenten Theil des Flächenraumes der ganzen Erde bildet, so meinte er, die übrigen europäischen Staaten wären nur Colonien, die ihm unterthan wären, wie die in Rußland gegründeten deutschen Colonien. Er sah nicht ein, daß der Schwerpunkt Rußlands im Osten liegt und daß jede Verrückung desselben gegen Westen das Gleichgewicht stören muß.

Frankreich gegenüber beobachtete er stets eine kalte Zurückhaltung: Ludwig Philipp war in seinen Augen ein Usurpator, und überdies fürchtete er jede Berührung mit dem revolutionären Geiste der Franzosen. So blieb er dreißig Jahre im Zustande der bewaffneten Demonstration. Seine Regierung war eine rein militärische; alle Russen wurden als Soldaten betrachtet, wer keine Uniform trug, wurde verachtet.

Einer der beiden verbannten Vettern des Dichters Puschkin — derselbe, der jetzt noch die Wunden verbindet, die ihm seine Fesseln im Jahre 1825 gemacht hatten — war in den Civildienst getreten. Er befand sich unter denen, die der Kaiser Nicolaus während der Untersuchung ins Verhör nahm.

»Uebrigens,« sagte er zu dem Angeklagten, »was ist

von einem Manne zu erwarten, der von Adel ist und kein Verlangen nach einer ehrenvollen Laufbahn hat?«

»Ich glaubte nicht,« antwortete Puschkin, »daß es im Dienste Ew. Majestät eine Laufbahn geben könne, die nicht ehrenvoll ist.«

Die dreißigjährige Regierung, die nur im Anfange und am Ende einen bedeutenden Krieg hatte, war eine ununterbrochene Reihe von Musterungen und Paraden, welche der Kaiser Nicolaus persönlich befehligte. Es wurden oft Scheingefechte gehalten; ein General mußte gegen ihn kämpfen, und der Sieger frohlockte, als ob er eine wirkliche Schlacht gewonnen hätte.

Eines Tages hatte er zum Gegner einen General, der das Scheingefecht ernsthaft nahm und seine ganze taktische Geschicklichkeit entfaltete. Der Kaiser Nicolaus wurde mit seinen Truppen zurückgeworfen, umzingelt und gefangen genommen.

Es war der General Nicolai Murawjew. Der Kaiser sagte ihm viel Schmeichelhaftes über seine Taktik, aber zwei Tage nachher nahm Murawjew seine Entlassung.

Später näherte sich ihm der Kaiser wieder, und ernannte ihn zum Commandanten eines Grenadiercorps. Später wurde Murawjew, der Eroberer von Kars, Vicekönig von Kaukasien.

Lermontow diente in der Garde, als er seine ersten Gedichte machte. Der Kaiser ließ ihn zu sich kommen.

»Was muß ich hören?« sagte er zu ihm; »Sie machen Gedichte?«

»Ja, Sire.«

»Zum Versemachen gibt es eigene Leute, meine Offi-

ziere haben's nicht nöthig. Sie werden sich in den Kaukasus zur Armee begeben, dort finden Sie wenigstens eine Ihrer würdige Beschäftigung.«

Lermontow verneigte sich. Der Befehl entsprach ganz seinen Wünschen. Er begab sich in den Kaukasus, und in jenen prächtigen Bergen, wo einst Prometheus gefesselt war, entstanden die schönsten Dichtungen Lermontow's.

Ein anderer Dichter, Namens Poletschajew, der es vielleicht weiter gebracht haben würde, als Lermontow und Puschkin, hatte ein Gedicht unter dem Titel »Maschka« geschrieben. Maschka bedeutet Maria; aber dieser Name hat im Russischen vier verschiedene Formen und jede Form hat ihre eigene Bedeutung. So hat Mascha oder Maschinka eine gute Bedeutung, aber mit Maschka verbindet sich ein übler Nebenbegriff.

Der junge Poet hatte also das Verbrechen begangen, ein Gedicht unter jenem Titel zu schreiben. Der Kaiser Nicolaus erfuhr es, ließ ihn zu sich kommen und befahl ihm das Gedicht herzusagen.

Poletschajew gehorchte. Der Zar hörte schweigend und finster zu. Als er das Gedicht angehört hatte, ließ er den jungen Poeten auf die Hauptwache führen und unter die Soldaten stecken.

Das geht in Rußland sehr schnell. Man setzte den Poeten auf eine Trommel, schor ihm den Kopf, gab ihm einen Schlag mit der flachen Hand, sprach das verhängnißvolle Wort »Wlob« über ihn aus und zog ihm einen grauen Soldatenmantel an.

Poletschajew marschirte nach Kaukasien und fiel in einem Gefecht gegen die Tscherkessen.

Das große Vertrauen, welches der Kaiser Nicolaus zu

seiner Sendung hatte, gab ihm außerordentlichen Muth, der allen Gefahren Trotz bot, jedes Hinderniß schon durch seine imponirende Erscheinung beseitigte. Am 14. December 1825 tritt er bis auf dreißig Schritte vor das empörte Regiment und beachtete nicht die Kugeln, die um ihn her flogen, ohne ihn zu treffen. In dem Aufstande, der 1831 durch die Cholera entstand, meldete man ihm das Volk überlasse sich am Heumarkt den größten Gräuelthaten, denn man glaubte, das Wasser sey von den Deutschen und Polen vergiftet worden. Nicolaus springt sogleich in seine Calesche und begibt sich, nur von dem Grafen Orlow begleitet, mitten in das Gemetzel. Er steigt aus, tritt auf die Stufen der Kirche und ruft mit einer Donnerstimme:

»Nieder auf die Knie! — und betet!«

Nicht einer unter den Meuterern blieb aufrecht stehen; alle Köpfe neigten sich, und die Köpfe der Mörder tiefer als die andern.

Der Aufruhr wurde rasch gedämpft. Die Missethäter fühlten vielleicht keine Reue, aber sie waren doch bezähmt.

Nicolaus trieb die militärische Einfachheit aufs Aeußerste; es war eine Familientradition, oder vielmehr eine angeerbte Sucht. Der graue Mantel des Kaisers war sprichwörtlich. Die Kaiserin, die sich des abgetragenen Mantels schämte, machte ihm einst einen prächtigen Pelz zum Geschenk. Er trug ihn einmal der Kaiserin zu gefallen, dann schenkte er ihn seinem Kammerdiener. Als er noch Großfürst war, schenkte ihm seine Gemalin ein Paar eigenhändig gestickte Pantoffeln, die er bis zu seinem Tode, also länger als dreißig Jahre, trug.

So einfach wie er selbst lebte, wurden auch seine Söhne gewöhnt. Wenn er einen derselben belohnen wollte, so erlaubte

er ihm, neben seinem Lieblingshunde auf einem alten Mantel vor seinem Bett zu schlafen. Dieser Hund, Husar genannt, war ein alter grauer Pudel und war fast immer bei seinem kaiserlichen Herrn.

Der Kaiser Nicolaus nahm zum Frühstück drei Zwiebacke und eine Tasse Thee. Eines Morgens, als er mit seinem Pudel spielte, fütterte er diesen mit den drei Brötchen. Er schellte, um andere kommen zu lassen.

Man wußte, daß der Kaiser Nicolaus nie mehr als die drei Zwiebacke aß; es waren im ganzen Palast keine mehr zu finden, obschon die drei täglichen Zwiebacke in der Rechnung mit jährlich zweitausend Rubeln angesetzt waren. Ein Lakei mußte sich zu Pferde setzen und von dem am Ende der Newski-Perspective wohnenden Hofbäcker das Frühstück holen.

Der Kaiser Nicolaus verabscheute die Lüge; er verzieh zuweilen ein eingestandenes, aber nie ein geläugnetes Vergehen. Auch das Gesetz hielt er in Ehren. Eine der angesehensten russischen Damen, die Fürstin T**, eine nahe Verwandte des Grafen Panin, hatte im Zorn zwei ihrer Leibeigenen getödtet und wurde deshalb vor den Gerichtshof des Staatsrathes gestellt.

Die Richter berücksichtigten das hohe Alter und den berühmten Namen der Angeklagten, und verurtheilten sie zur Einsperrung und Buße in einem Kloster. Nicolaus aber schrieb unter den Bericht des Staatsrathes: »Vor dem Gesetze gilt weder hohes Alter noch ein berühmter Name. Das Gesetz befiehlt, daß jeder Mörder in die Bergwerke geschickt werden soll. Die T** soll in die Bergwerke geschickt werden. So sey es.«

Der Capitän Violet, ein in russischen Diensten stehender Franzose, wurde als Courier nach Warschau geschickt. Wie

alle Couriere war er durch einen kaiserlichen Geleitschein ermächtigt, auf den Poststationen Pferde zu nehmen, und falls keine vorhanden waren, aus der Nachbarschaft welche herbeischaffen zu lassen. Da er Tag und Nacht reiste, führte er geladene Pistolen bei sich.

Auf einer Station angekommen, wo der Posthalter die Pferde aus der Nachbarschaft holen mußte, benutzte der Courier diesen unfreiwilligen Aufenthalt, um eine Tasse Thee zu trinken.

Während er seinen Thee trank und die Pferde vor seine Kibitka gespannt wurden, kommt ein General an und verlangt Pferde.

Man antwortet ihm, daß im Posthause keine Pferde sind.

»Für wen sind denn die Pferde, die vor diese Kibitka gespannt werden?«

»Für einen Offizier, der als Courier reist.«

»Welchen Rang hat er?«

»Er ist Capitän.«

»Spannet die Pferde aus und vor meinen Wagen; ich bin General.«

Der Capitän hatte Alles gehört. Er tritt aus dem Hause, als der Posthalter, dem Befehle des Generals zu Folge, die Pferde ausspannte, um sie vor den Reisewagen zu spannen.

»Entschuldigen Sie, Herr General,« sagte der Capitän; »ich bin freilich von geringerem Range als Ew. Excellenz, aber ich reise als Courier und auf speciellen Befehl Sr. Majestät, ich habe daher den Vorrang vor einem General; selbst ein Großfürst müßte mir nachstehen. Haben Sie daher die Güte, mir meine Pferde zurückzugeben.«

»Und wenn ich Ihnen die Pferde nicht zurückgebe, was werden Sie dann thun?«

»Dann werde ich meine Rechte als Courier geltend machen und die Pferde mit Gewalt zurücknehmen.

»Mit Gewalt?«

»Ja wohl, Excellenz, wenn Sie mich dazu zwingen.«

»Unverschämter!« wiederholte der General, und gab dem Capitän eine Ohrfeige.

Dieser zog ein Pistol aus dem Gürtel und schoß den General nieder.

Der Capitän Violet nahm die Pferde, gab seine Depeschen ab, kehrte nach Petersburg zurück und stellte sich vor Gericht.

Die Sache kam vor den Kaiser.

»Waren die Pistolen geladen?« fragte er.

»Ja.«

»Trug Er sie im Gürtel?«

»Ja.«

»Er hat sie also nicht aus dem Hause geholt, um zu schießen?«

»Nein.«

»Nun, dann hat er nicht mit Vorbedacht gehandelt, ich begnadige ihn.«

Der Capitän Violet wurde nicht nur begnadigt, sondern bei der nächsten Gelegenheit zum Oberstlieutenant befördert.

Mit der Militärtoilette nahm's der Kaiser Nicolaus äußerst genau. Ein General wird nach einem in Kaukasien errungenen nicht unwesentlichen Vortheile nach Petersburg berufen. Während er die vierthalbtausend Werste lange Reise macht, ist der preußische Helm für die ganze russische Armee

anbefohlen worden. Der General, der von der neuen Verordnung keine Kenntniß hatte, stellt sich dem Kaiser mit einem dreieckigen Hute vor.

Als ihn der Kaiser im Audienzsale bemerkt, geht er auf ihn zu, um ihn zu umarmen; aber plötzlich bemerkt er, daß er einen dreieckigen Hut in der Hand hält, und geht zu einem Andern, als ob er ihn gar nicht gesehen hätte.

Der General kommt den andern Tag wieder und wird wieder übersehen. Eben so am dritten Tage.

Er glaubt in Ungnade gefallen zu seyn, und als er sich eben entfernen will, begegnet er einem Freunde, dem er sein Mißgeschick erzählt.

»Hast Du vielleicht etwas gethan,« fragt der Freund, »was den Kaiser verletzt hat?«

»Nein.«

»Oder gegen ihn gesprochen?«

»Wie könnte mir das in den Sinn kommen! ich liebe und verehre ihn ja.«

»Dann muß an deiner Uniform etwas fehlen,« erwiedert der Freund und betrachtet ihn vom Kopf bis zu den Füßen. »Wahrhaftig, ich hab's getroffen.«

»Was meinst Du?«

»Du gehst mit deinem dreieckigen Hute zum Kaiser, nachdem seit acht Tagen der preußische Helm in der ganzen Armee eingeführt ist. Wirf deinen Hut in die Newa, Freund, und kaufe Dir einen Helm.«

Der General befolgt den Rath seines Freundes und geht am folgenden Tage mit einem Helm zur Audienz.

Der Kaiser begrüßt ihn sehr huldreich, umarmt ihn und gibt ihm den Alexander-Newskiorden.

Nur der Großfürst Michael war in diesem Punkte noch strenger als der Kaiser. Ein junger Offizier, Namens Kaufmann, Sohn des Generals, geht aus der Militärschule über die Straße, um mit einem gegenüber wohnenden Freunde zu arbeiten. Er hat den Kragen seiner Uniform nicht zugehakt. Zum Unglück begegnet ihm der Großfürst Michael, der ihn auf der Stelle zum gemeinen Soldaten degradirt und unter die Sapeurs steckt.

Zwei junge Offiziere gingen nicht in Uniform, sondern im Mantel zum Baden. Der Kaiser Nicolaus begegnet ihnen, sie erwarten eine strenge Strafe. Aber der Kaiser war gut bei Laune.

»Machen Sie, daß Sie fort kommen,« ruft er ihnen zu, als sie stehen blieben, um zu salutiren, »Michael folgt mir.«

Der Zar hatte in allen Dingen denselben absoluten Willen, den er in der Politik zeigte. Er hatte für die Kirchen einen officiellen Baustiel angenommen, den er für byzantinisch hielt, der aber nur geschmacklos war. Ein Baumeister, Namens Tonn, hatte ihm zuerst einen Plan vorgelegt. Nicolaus hatte den Plan sehr schön gefunden und sofort Befehl gegeben, alle Kirchen nach diesem Plane zu bauen. Dieser Plan wurde in der That dreißig Jahre lang allen Kirchenbauten zum Grunde gelegt. Die Künstler hoffen, daß diese officielle Schablone mit dem Kaiser Nicolaus zu Grabe getragen worden ist.

Kein Selbstherrscher war übrigens mehr berechtigt sich für untrüglich zu halten, denn keiner ist wohl von erbärmlicheren Schmeichlern umgeben gewesen. Eines Tages, als der Kaiser Nicolaus zu Fuß ausging, glitt er auf dem glatten, hartgefrorenen Boden aus und fiel. Der ihm folgende Adju-

tant hielt es für Schuldigkeit, an derselben Stelle ebenfalls auszugleiten und zu fallen.

Eines Morgens befahl er, den Generalpostmeister und Kammerherrn Fürsten G * * zu ihm zu führen, sobald dieser erscheinen würde. Der Thürsteher hält sich genau an den Befehl und läßt den Fürsten in das Zimmer des Kaisers eintreten, als dieser eben sein Hemd wechselt.

Der Kaiser wirft ihm scherzweise das eben ausgezogene Hemd zu.

Der Fürst G * * fällt auf die Knie und sagt:

»Ich bitte um eine große Gnade: Erlauben mir Ew. Majestät, mich in diesem Hemde begraben zu lassen.«

Die Gnade wurde ihm gewährt. Aber der Kaiser Nicolaus ist todt, und der Fürst G * * lebt noch, und er weiß wahrscheinlich nicht mehr, wo er sein künftiges Todtenhemd hin gethan.

Der Kaiser Nicolaus scherzte selten; man erzählt indeß einige Späße von ihm.

Als er die vier bronzenen Pferde auf die Anischkow'sche Brücke setzen ließ, fand man eines Morgens folgende Inschrift auf der Croupe eines dieser Pferde:

Rassemblez donc l'Europe entière,
Pour lui montrer quatre derrières!

Der Polizeimeister schickte seinen schriftlichen Bericht an den Kaiser Nicolaus, der darunter schrieb:

Cherchez le cinquième derrière,
Y dessiner l'Europe entière.
Ainsi soit-il.

Nicolas.

Eines Abends bemerkte der Kaiser im Theater zu Moskau den Grafen Samoilow, einen durch Geist, Reichthum, Körperkraft, Muth und Gewandtheit ausgezeichneten jungen Cavalier. Der Kaiser war ihm nicht sehr gewogen, weil Samoilow viele tolle Streiche machte und sowohl am Hofe als in der Stadt den Alcibiades spielte. Der junge Offizier hatte als Adjutant des General Jermolow den kaukasischen Krieg mitgemacht, und der Kaiser hatte ihn in seine Nähe berufen. Als aber Nicolaus sich selbst nach Kaukasien begab, nahm er ihn nicht mit. Samoilow nahm nun seinen Abschied und lebte abwechselnd in Moskau und Petersburg.

Diesen Abend war Samoilow noch ausgelassener als gewöhnlich. Er war, wie alle Anwesenden, beim Eintritt des Kaisers aufgestanden; dann aber hatte er auf seinem Parterresitz eine fast liegende Stellung eingenommen und musterte die Damen in sehr auffallender Weise.

An diesem Abende spielte Lanski, ein Schauspieler, der ein außerordentliches Nachahmungstalent besaß.

Der Kaiser Nicolaus ließ den Theaterdirector kommen und befahl für den folgenden Abend ein Stück, in welchem Lanski eine komische Rolle mit den Kleidern, Gesichtszügen und Manieren des Grafen Samoilow spielen sollte.

Der Director überbrachte dem Schauspieler den Befehl des Kaisers und wählte ein passendes Stück.

Als der Vorhang aufging, war der Kaiser in seiner Loge, Samoilow auf seinem Parterresitz.

Das Auftreten Lanski's wurde mit stürmischem Applaus begrüßt, denn der Künstler hatte den Grafen Samoilow Zug für Zug copirt. Und als er anfing zu sprechen, glaubte man den allgemein bekannten Alcibiades von Moskau zu hören.

Der Kaiser gab das Zeichen zum Applaudiren, und das ganze Publicum folgte seinem Beispiel. Samoilow applaudirte mit, und schien sich den ganzen Abend köstlich zu unterhalten.

Nach Beendigung des Schauspiels begab er sich auf die Bühne und trat in Lanski's Ankleidecabinet, als dem Künstler im Auftrage des Kaisers tausend Rubel übergeben wurden.

Samoilow warf einen Seitenblick auf das kaiserliche Geschenk und zuckte die Achseln, trotz der Anwesenheit des Kammerherrn.

»Sie waren köstlich, lieber Lanski,« sagte er zu dem Künstler; »ich habe mich in Sprache, Haltung, Geberden wiedererkannt. Aber an Ihrem Costüm fehlte etwas: Diese drei Diamantknöpfe. Ich wünschte, daß sie schöner wären, aber ich biete sie Ihnen an, wie sie eben sind.«

Er machte die drei Diamantknöpfe von seinem Hemde los und gab sie dem Schauspieler.

Die Knöpfe waren zwanzigtausend Rubel werth.

Im Sommer pflegte der Kaiser Nicolaus zwischen vier und fünf, im Winter zwischen fünf und sechs Uhr aufzustehen. Eine Stunde nachher machte er regelmäßig seinen Spaziergang auf dem Boulevard der Admiralität. Niemand durfte ihn anreden, bei Strafe sofortiger Verhaftung.

Eines Tages begegnete er dem französischen Schauspieler Vernet. Er redete ihn an, sprach mit ihm über das neue Stück, in welchem Vernet denselben Abend auftreten sollte, fragte ihn, wer das Stück geschrieben, ob er eine gute Rolle darin habe und dgl.

Als sich Vernet entfernte, wurde er von den immer in der Nähe des Kaisers befindlichen Polizeidienern verhaftet.

Abends geht der Kaiser ins Theater und wartet eine Weile vergebens auf den Beginn der Vorstellung. Dann schickt er einen Adjutanten auf die Bühne, um die Ursache der Verzögerung zu erfahren.

Der Regisseur ist in der größten Verlegenheit; er erklärt, es müsse Herrn Vernet, der nicht ins Theater gekommen sey, ein Unfall zugestoßen seyn. Man habe in seine Wohnung geschickt und daselbst erfahren, daß er um acht Uhr Früh ausgegangen und nicht wieder nach Hause gekommen sey.

»Wie,« sagt der Kaiser; »er ist mir ja heute Früh begegnet, ich habe sogar mit ihm gesprochen.«

»Ew. Majestät haben mit ihm gesprochen?« fragt der Graf Orlow.

»Ja, ich habe mich nach dem neuen Stücke erkundigt, das diesen Abend gespielt wird.«

»Dann weiß ich wo er ist.«

»Wo denn?«

»Er ist natürlich verhaftet worden.«

Der Graf Orlow gibt seinem Adjutanten einen Befehl. Zehn Minuten nachher wird das dreifache Glockenzeichen gegeben, der Vorhang geht auf und Vernet erscheint.

Nach dem ersten Acte geht der Kaiser hinunter, redet Vernet hinter den Coulissen an, gibt ihm sein Bedauern über das Vorgefallene zu erkennen, und fragt ihn, ob er ihm mit etwas dienen könne.

»Sire,« antwortet Vernet, »haben Sie die Gnade, mich nicht mehr anzureden, wenn ich die Ehre habe, Ew. Majestät zu begegnen.«

An einem kalten Wintermorgen bemerkt der Kaiser einen der ihm stets folgenden Polizeiagenten, der aus einer eleganten Droschke steigt, um besser beobachten zu können was vorgeht. Der Polizeiagent ist in einen schönen Pelz gehüllt, während der Kaiser wie gewöhnlich seinen alten grauen Mantel trägt.

Nicolaus gibt ihm einen Wink. Der Agent tritt näher.

»Ich habe Ihr Gesicht schon oft gesehen,« sagt der Kaiser.

Der Agent verneigt sich.

»Wer sind Sie?«

»Ich bin Quartalnoy Natziralet *) des Winterpalastes.«

»Wie viel Besoldung haben Sie?«

»Zweihundert Rubel, Sire.«

»Monatlich?«

»Halten zu Gnaden, jährlich.«

»Warum sind Sie so schön gekleidet?«

»Weil ich glaube, daß ein Diener Ew. Majestät seiner Stellung Ehre machen muß.«

»Dann stehlen Sie also, wie die Andern?«

»Bitte unterthänigst um Verzeihung, Sire, das überlasse ich meinen Vorgesetzten.«

»Wie können Sie denn aber solchen Aufwand machen?«

»Ich nehme nichts, Sire, aber ich bekomme viel.«

»Wie so?«

»Ich bin Quartalnoy Natziralet des schönsten und folglich reichsten Stadttheiles von Petersburg; ich wache Tag und

*) Dieser Titel entspricht dem eines Polizei-Obercommissärs.

Nacht sorgfältig über die Ruhe und Behaglichkeit der meiner Obhut anvertrauten Einwohner. Ich klopfe an die Fenster der Botschniken, die in ihren Hütten wachen, wenns draußen zu kalt ist; ich wecke die schlafenden Schildwachen — kurz, in den sechs Jahren, daß ich meinen Posten bekleide, ist in meinem Bezirk kein Diebstahl begangen, kein Unglück geschehen. Die dankbaren Einwohner des Bezirkes machen mir daher alljährlich, jeder nach seinen Kräften, kleine Geschenke.«

»Durch diese kleinen Geschenke,« erwiederte der Kaiser, »werden Ihre zweihundert Rubel also auf drei- bis viertausend erhöht?«

»Mein Platz trägt mir mehr ein, Sire.«

»Wirklich?«

»Etwa das Doppelte.«

»Es ist gut. Gehen Sie.«

Der Quartalnoy Natziralet verneigt sich und geht fort.

Der Kaiser läßt im ganzen Stadtviertel des Winterpalastes über seinen Polizeicommissär Erkundigungen einziehen. Ueberall wird die Klugheit, Thätigkeit und Rechtlichkeit des Mannes gerühmt. Die Geschenke, die er von den Einwohnern seines Bezirkes erhält, werden ihm freiwillig angeboten und er hat die Wahrheit gesagt: er nimmt nichts, bekommt aber viel.

Als der Polizeicommissär am andern Morgen seinen Thee trinkt, erscheint ein Feldjäger bei ihm. Der Anblick eines Feldjägers macht in Rußland immer einen gewissen Eindruck, der nicht ganz angenehmer Art ist; denn die nach Sibirien Verbannten werden von Feldjägern an den Ort ihrer Bestimmung gebracht.

Der Polizeicommissär steht auf und wartet.

»Von Sr. Majestät dem Kaiser,« sagt der Feldjäger, indem er ihm ein Päckchen übergibt.

Der Polizeicommissär öffnet das Päckchen. Er findet darin zweitausend Rubel und eine Billet von der Hand des Kaisers.

Das Billet enthält folgende Worte: »Der Eigenthümer des Winterpalastes zum Dank für die guten Dienste seines Polzeicommissärs.«

Der Commissär erhielt alljährlich die gleiche Belohnung aus der kaiserlichen Privatcasse.

Ein anderes Mal begegnet dem Kaiser ein Mann von etwa sechzig Jahren, der das Dienstzeichen mit der Zahl fünfundzwanzig trägt. *)

Der Beamte scheint das Gleichgewicht verloren zu haben, denn er wandelt auf ziemlich krummen Wegen.

Der Kaiser Nicolaus ruft ihn; der Beamte kommt näher.

»Sie sind betrunken,« sagte der Monarch zu ihm.

»Ach ja, Majestät, ich fürchte es,« antwortete der Beamte.

»Wie, in diesem Zustande gehen Sie aus?«

»Ich muß um neun Uhr im Amte seyn, Sire.«

»Im Amte! — Sie sollten bedenken, daß sich der Inhaber eines Dienstzeichens nicht betrinken darf?«

»Halten zu Gnaden, Sire, ich habe Unglück: es ist das erste Mal in meinem Leben, daß mir so etwas passirt — ich trinke nichts als Wasser.«

*) Die russischen Beamten, deren Dienst tadellos ist, tragen an einem schwarzgelben Bande eine vergoldete Schnalle, welche die Anzahl der Dienstjahre anzeigt.

»Sie trinken nichts als Wasser?«

»Eben deshalb habe ich von zwei oder drei Gläsern Wein einen Rausch bekommen. — Die verwünschte Hochzeit!«

»Sie waren auf einer Hochzeit?«

»Ja, Sire, ich war Brautvater *) und konnte einen Trunk nicht verweigern.«

»Ist das wirklich wahr?«

»Auf Ehre Sire!«

»Nun, dann bleibt die Sache unter uns. Gehen Sie nach Hause, legen Sie sich ins Bett und schlafen Sie Ihren Rausch aus.«

»Aber wenn ich nicht im Amt erscheine?«

»Nennen Sie mir Ihren Namen und das Amt, zu welchem Sir gehören, und kümmern Sie sich um nichts.«

Der Beamte, dessen Rausch schon halb verflogen ist, geht vergnügt nach Hause.

Am andern Morgen kommt der Oberpolizeimeister, um Bericht abzustatten.

»Was gibt's Neues?« fragte der Kaiser.

»Nichts von Bedeutung, Sire: ein kleines Räthsel, welches Ew. Majestät lösen können.«

»Was meinen Sie?«

»Gestern hat ein halb betrunkener Mann Ew. Majestät auf dem Admiralitätsplatz angeredet —«

»Oder vielmehr,« verbesserte der Kaiser, »ich habe ge-

*) Der »Brautvater« ist der beste Freund des Vaters der Braut. Er segnet die jungen Eheleute nach dem Vater der Braut; der zweimalige Segen muß ihnen Glück bringen.

stern auf dem Admiralitätsplatz einen halb betrunkenen Mann angeredet.«

»Dieser Mann ist an der Straßenecke von meinen Leuten verhaftet worden; sie wollten ihn in die Hauptwache führen, weil er das Verbot übertreten hat. Aber er hat sich gewehrt wie ein Satan und behauptet, Ew. Majestät hätten ihm einen Befehl gegeben, und wer ihn an der Vollziehung dieses Befehls hindere, sey für die Folgen verantwortlich. Kurz, er sprach so laut und machte so viel Lärm, daß man ihn zu mir führte. Ich wollte natürlich wissen, was für einen Befehl er von Ew. Majestät erhalten; aber er antwortete immer: Der Kaiser hat mir gesagt: Die Sache bleibt unter uns; ich wäre also des Vertrauens Sr. Majestät unwürdig, wenn ich verriethe was wir mit einander gesprochen haben.« — Da der Mann sehr ernsthaft sprach, so befahl ich einen meiner Leute ihm zu folgen, um zu wissen was er thun würde.«

»Und was hat er gethan?« fragte der Kaiser.

»Er ist nach Hause gegangen, hat sich schnell ausgekleidet und ins Bett gelegt. Zehn Minuten nachher schnarchte er. Ich bezweifle, daß Ew. Majestät ihm dies befohlen haben.«

»Sie irren sich; ich sagte zu ihm: Gehen Sie nach Hause und schlafen Sie Ihren Rausch aus.«

»Aber er hätte mir doch den Befehl Ew. Majestät sagen können —«

»Nein, ich sagte ihm ja zum Abschiede: die Sache bleibt unter uns. — Ueberdies,« setzte der Kaiser hinzu, »habe ich in seinem Amte Erkundigungen über ihn einziehen lassen, und da dieselben sehr befriedigend sind, so sorgen Sie dafür —

aber es bleibt unter uns — daß der Mann befördert werde und einen kleinen Orden bekomme.«

Der Beamte wurde befördert und erhielt einen Orden.

Eines Morgens sieht der Kaiser Nicolaus einen Leichenwagen der ärmsten Classe vorüberfahren. Ein einziger Mann folgt mit entblößtem Haupt. Der Kaiser schließt sich dem Leidtragenden an und beginnt ein Gespräch.

»Was war der Todte, den Du zu Grabe geleitest?« fragte er.

»Cassier bei der Finanzverwaltung,« war die Antwort.

»Cassier — und ist in Armuth gestorben?«

»In so großer Armuth, daß ich ihn auf meine Kosten beerdigen lasse, und da ich selbst arm bin, so konnte ich nicht mehr thun, als was Ew. Majestät sehen.«

»Dein Bruder war also ein rechtschaffener Mann?«

»Der rechtschaffenste Mann, den ich kenne.«

»Hinterläßt er Familie?«

»Eine Frau und vier Kinder.«

»Sage mir deinen Namen und deine Wohnung.«

Der Beamte nennt seinen Namen und seine Wohnung. Der Kaiser schreibt sie in sein Notizenbuch und folgt dem Sarge mit entblößtem Haupte.

Auf der Brücke bestand der Leichenzug aus ein paartausend Personen, die den Kaiser erkannt und sich angeschlossen hatten. Hier entfernte sich der Kaiser mit ernstem Gruß und ging in den Winterpalast zurück.

Am folgenden Tage ward der Bruder des Verstorbenen zu einem höhern Dienstposten befördert, und die Witwe erhielt einen Gnadengehalt.

Der Tod des Kaisers Nicolaus war ein würdiger Be-

schluß seines Lebens. Das unerwartete Hinscheiden gab natürlich Anlaß zu der Frage: Wie und woran ist er gestorben?«

Man beantwortete diese Frage auf zweierlei Art. Man sagte ganz offen: Der Kaiser Nicolaus war nach der Besiegung der Polen überzeugt, daß ihm nichts in Europa widerstehen könne; er erwartete mit Ungeduld die Nachrichten aus der Krim, welche ihm, wie er mit Zuversicht hoffte, die Vernichtung des anglo-französischen Heeres melden würden.

Man meldet ihm einen Courier. Er gibt mit zuversichtlichem Lächeln Befehl, ihn hereinzuführen. Der von der langen Reise ermüdete Courier überreicht dem Kaiser seine Depesche.

»Nun, wir haben sie doch geschlagen?« sagt Nicolaus.

»Geruhen Ew. Majestät zu sehen,« antwortete der Courier.

»War der Erfolg zweifelhaft?«

»Haben Sie die Gnade zu lesen.«

»Antworten Sie mir; ich werde die Depesche nachher lesen.«

»Wir sind geschlagen worden, Sire.«

»Wo?«

»An der Alma.«

Der Kaiser erblaßte und sprang auf.

»Du lügst!« sagte er.

Der Courier verneigte sich und wiederholte:

»Geruhen Ew. Majestät zu lesen.«

Nicolaus erbrach die Depesche und las.

Es war der Bericht über die Schlacht. Menschikow sagte Alles: die Franzosen und Engländer hatten gesiegt.

Der Kaiser sank wie gelähmt in seinen Lehnstuhl zurück.

Einen Monat nachher traf die Nachricht von dem Siege bei Inkjerman ein.

Der gewaltige Zar, der sich für unwiderstehlich gehalten, hatte nicht nur entschiedenen Widerstand gefunden, sondern eine doppelte Niederlage erlitten.

Diesen Schlag des Schicksals vermochte er nicht zu ertragen. Von jenem Augenblicke an begann er zu kränkeln, und am 18. Februar 1855 verschied er.

Ein anderes Gerücht, welches trotz seiner Unwahrscheinlichkeit sowohl in Rußland als im Auslande sehr verbreitet war, können wir, eben dieser großen Verbreitung halber, nicht mit Stillschweigen übergehen. Die beiden Hiobsposten aus der Krim, sagt dieses Gerücht, hätten allerdings einen erschütternden Eindruck auf den Zar gemacht, aber seine starke Natur habe demselben widerstanden. Da habe er den heroischen Entschluß gefaßt, zu sterben. Wenn er umkehrte, so verläugnete er seine seit dreißig Jahren mit eiserner Consequenz vertheidigten Grundsätze; wenn er den Krieg fortsetzte, so richtete er Rußland zu Grunde. Er habe die Umkehr, den Friedensschluß seinem Nachfolger überlassen wollen. Doch dieses Gericht ist zu unwahrscheinlich, als daß man ihm Glauben schenken könnte; wir führen es nur an, weil es so allgemein verbreitet war.

VII.

Das Diner, zu welchem ich geladen war, hatte für mich einen großen Reiz, weil die Tischgäste aus Freunden und Landsleuten bestanden; eine Beschreibung dieses Schmauses würde aber den Lesern wenig Interesse bieten, denn außer einem Stör aus der Wolga, der fünfzehn Rubel kostete, und einer Schüssel Erdbeeren, die mit zwanzig Rubeln bezahlt waren, war der Küchenzettel etwa derselbe, wie ihn ein Feinschmecker bei Philippa oder Wilmot zusammengestellt haben würde. Ich will daher von etwas Interessanterem sprechen: vom Diebstahl.

Nicht von den Taschendieben, die eine Vorliebe für fremde Uhren und Geldbörsen haben: die russischen Diebe sind in dieser Beziehung nicht geschickter als die unsrigen, und verdienen daher keine besondere Beachtung. Auch nicht von dem Diebstahl à la hausse und à la baisse, nicht von dem Diebstahl der Commanditen und anonymen Gesellschaften: diese Pariser Pflanzen sind in Rußland noch nicht acclimatisirt, und ich glaube, daß es außer den Amerikanern in dieser Industrie Niemand mit den Franzosen aufnehmen kann.

Nein, ich meine den offenen, systematischen, etatmäßigen Diebstahl, der unter den Augen der Regierung und sogar im Namen des Selbstherrschers aller Russen begangen wird.

Alexander I. pflegte von seinen Unterthanen zu sagen:

Man würde mir sogar meine Schiffe stehlen, wenn man sie verstecken könnte.

Dies geschah wirklich dem Kaiser Nicolaus, wenn auch nicht im Großen, doch im Kleinen.

Im April 1826, etwa ein halbes Jahr nach seiner Thronbesteigung, bemerkte der Kaiser Nicolaus bei einer Revue in Zarskoe-Selo, daß vier bärtige Muschiks fruchtlose aber beharrliche Versuche machten, zu ihm zu gelangen. Er wollte wissen, was die vier Männer wünschten, die man mit aller Gewalt von ihm abzuhalten suchte. Er schickte einen Adjutanten mit dem Befehl ab, sie zu ihm zu führen.

Die vier Muschiks erschienen endlich vor dem Kaiser.

»Saget, was Ihr wünschet, Kinder,« sagte Nicolaus.

»Batuska (Vater),« nahm einer von ihnen das Wort, »wir wünschen Dich allein zu sprechen.«

Der Kaiser gab den ihn umgebenden Personen einen Wink, sich zu entfernen.

»Jetzt redet,« sagte er.

»Vater,« begann der Muschik, »wir sind gekommen, Dir die unglaublichen Diebstähle anzuzeigen, die in Kronstadt unter den Augen des Marinedirektors begangen werden.«

»Nehmt Euch in Acht,« erwiederte der Kaiser; »Ihr bringt eine schwere Anklage vor.«

»Wir wissen wohl, welcher Gefahr wir uns aussetzen; aber wir sind vor Allem treue Unterthanen und wissen, was unsere Pflicht ist. Wenn die Anklage falsch ist, so magst Du uns als Verleumder bestrafen.«

»Ich höre,« sagte der Kaiser.

»Der Gastenoi Dwor (Bazar) der Stadt ist voll von Gegenständen, die der Krone gehören und aus den Magazi-

nen und Arsenalen und Werften der Flotte entwendet worden sind. Man findet dort alle möglichen Sachen: Tauwerk, Segel, kupferne Beschläge, Eisenwerk, Anker, sogar Kanonen.«

Der Kaiser fing an zu lachen; er dachte an die Worte seines Bruders.

»Du zweifelst?« fuhr der Muschik fort. »Wenn Du willst, kannst Du von allen diesen Waaren kaufen und für jede beliebige Summe: von einem Rubel bis zu fünfhundert, ja bis zu zehntausend, hunderttausend Rubel.«

»Das glaube ich wohl,« erwiederte der Kaiser; »aber ich begreife nicht, wo die Diebe die gestohlenen Sachen verstecken.«

»Hinter doppelten Wänden,« antwortete der Muschik.

»Warum habt Ihr keine gerichtliche Anzeige davon gemacht?« fragte der Kaiser.

»Du würdest nie etwas davon erfahren haben, Vater; denn die Diebe sind reich und bestechen die Gerichtspersonen. Und uns würde man unter einem Vorwande nach Sibirien geschickt haben.«

»Nehmt Euch in Acht,« warnte der Kaiser; »ich mache Euch für die Sache verantwortlich.«

»Wir haben die Wahrheit gesagt,« betheuerte der Muschik; »wir bürgen mit unserm Kopf dafür.«

Der Kaiser rief nun seinen Adjutanten, Michael Lazarew, einen Mann, der seines Vertrauens würdig war, und befahl ihm, sich mit dreihundert Mann augenblicklich nach Kronstadt zu begeben und den Gastenoi Dwor unerwartet zu durchsuchen.

Michael Lazarew vollzog den Befehl schnell und pünkt-

lich. Es war wirklich so, wie die Bauern ausgesagt hatten. Die Kaufläden wurden versiegelt und streng bewacht.

Der Kaiser, dem sofort Bericht abgestattet wurde, befahl die strengste Untersuchung und Bestrafung der Schuldigen.

Aber in der Nacht vom 21. zum 22. Juni brach in dem Gastenoi Dwor zu Kronstadt Feuer aus, und der Bazar wurde sammt den der Regierung gestohlenen Vorräthen von Tauwerk, Bauholz, Hanf, Theer 2c. eingeäschert.

Die Feuersbrunst vereitelte die Untersuchung des Diebstahls. Eine Untersuchung so großartiger, weitverzweigter Unterschleife ist in Rußland unmöglich. Dies mochte auch der Kaiser Nicolaus wohl einsehen, denn der Brand des Bazars zu Kronstadt wurde in der Petersburger Zeitung gar nicht erwähnt, obgleich die Feuersbrunst am ganzen finnischen Meerbusen gesehen worden war.

Um über das in Rußland übliche Diebessystem etwas Näheres zu erfahren, wandte ich mich an einen Freund, der mir die genaueste Auskunft über das Treiben der Amtleute und Verwalter versprach.

»Von wem soll ich die Auskunft erhalten?« fragte ich.

»Von den Amtleuten selbst.«

»Wie, von ihnen selbst soll ich erfahren, wie sie stehlen?«

»Ja wohl, wenn Sie ihr Vertrauen zu gewinnen wissen und Ihr Wort geben, keinen Namen zu nennen.«

»Wann wollen Sie mich mit den Ehrenmännern bekannt machen?«

»Ich erwarte übermorgen den Amtmann eines großen der Krone gehörenden Dorfes, das an meine Güter grenzt. Der Wein wird ihm die Zunge lösen; ich werde Sie unter

dem Vorwande, daß ich Jemanden im Clubb sprechen müsse, mit ihm allein lassen: Sie müssen dann aus ihm herauslocken, was Sie zu wissen wünschen.«

Zwei Tage darauf erhielt ich von meinem Freunde eine Einladung zum Diner. Der bewußte Amtmann war angekommen.

Bei Tische schenkte ich dem Amtmann fleißig Bordeaux und Champagner ein, doch nur so viel, daß ihm die Zunge gelöst und nicht lahm wurde.

Als er gerade in der rechten Stimmung war, entfernte sich mein Freund. Ich nahm nun den Amtmann ins Verhör. Er seufzte einigemal, dann begann er:

»Ach! Bruder *), die Zeiten haben sich sehr geändert und die alte Sitteneinfalt ist dahin: der Bauer ist jetzt schlau und macht denen, die mit ihm zu thun haben, das Leben sauer.«

»Erzählen Sie mir Ihre Leiden, Freundchen,« sagte ich; »Sie können meiner aufrichtigen Theilnahme versichert seyn.«

»So hören Sie, mein schätzbarster Herr. Ich diente vormals in einem Bezirkshauptorte; ich hatte 350 Rubel Papiergeld **); meine Familie bestand aus fünf Personen, und ich lebte prächtig. Denn damals sah man sehr wohl ein, daß ein treuer Diener des Kaisers essen und trinken muß. Heutzutage ist's anders geworden, man muß sich den Bauch mit dem Schmachtriemen einschnüren. Man nennt das Verbesserungen, mein verehrtester Herr; ich aber nenne es eine Schande, ein Elend!«

*) Eine in Rußland sehr übliche Anrede.
**) Etwa 320 Francs.

»Das kommt von den verteufelten Philosophen,« erwiederte ich; »die Philosophen haben die Liberalen und die Liberalen die Republicaner hervorgebracht. Und diese Unholde haben allen Mißbräuchen den Krieg erklärt, sie wollen Reformen, Sparsamkeit im Staatshaushalte. Ich bin eben so empört darüber wie Sie, vielleicht ist meine Entrüstung noch größer als die Ihrige.«

Wir drückten einander zärtlich die Hand, wie zwei Männer, die in allen ihren Ansichten vollkommen mit einander übereinstimmen. Der Amtmann hatte nun kein Geheimniß mehr vor mir.

Er fuhr fort:

»Ich diente also, wie gesagt, in einer Bezirksstadt. Unser Gouvernement war von dem Mittelpunkte sehr entfernt. Ich nenne Moskau den Mittelpunkt, denn Petersburg werde ich nie als die Hauptstadt von Rußland betrachten. Ich brauchte mich nur einmal jährlich in die Gouvernementsstadt zu begeben und unseren Vorgesetzten einige Geschenke zu bringen, dann hatten wir das ganze Jahr Ruhe; wir wurden weder zur Verantwortung gezogen noch bestraft; man steckte die Nase nicht in unsere Rechnungen, man verließ sich auf uns und Alles ging sehr gut. Heutzutage sey das Volk weniger gedrückt sagen die Progressisten — auch wieder ein neues Wort, das man erfinden mußte, weil es in der guten alten russischen Sprache nicht war. Die Beamten sollen, wie die Progressisten sagen, jetzt gewissenhafter seyn: das ist nicht wahr, sie sind nur schlauer, vorsichtiger, Beamte bleiben immer Beamte. Wir griffen allerdings in den Beutel der Bauern; aber sagen Sie selbst, ist es besser, nicht zu stehlen und die Hände in den Schooß zu legen? Nein, das Geld gibt dem Leben erst neuen

Reiz. Gesetzt den Fall, es verliert Jemand zwei- oder dreitausend Rubel im Kartenspiel — das kann Jedermann geschehen, nicht wahr?«

»Ja wohl, ausgenommen denen, die nicht spielen.«

»Was soll man in einem entfernten Gouvernement anfangen? Man muß doch eine Zerstreuung, eine Unterhaltung haben. Gesetzt den Fall also, man verliert zwei- bis dreitausend Rubel im Kartenspiel, so kann man sie doch nicht von dreihundertfünfzig Rubeln Gehalt bezahlen; das ist doch klar?«

»Ja, sonnenklar.«

»Wir pflegten also zu dem Amtmann zu gehen — ich war damals noch nicht Amtmann, sondern Starowci — und wir sagten zu ihm: »Das ist uns begegnet, Herr Amtmann; helfen Sie uns!« — Der Amtmann wurde böse, oder that wenigstens so. Dann sagten wir zu ihm: »Sie können denken, Herr Amtmann, daß wir Ihre Hilfe nicht umsonst verlangen; jede Mühe ist ihres Lohnes werth; Sie bekommen fünfhundert Rubel für sich!« — »Ihr seyd Müßiggänger, liederliches Gesindel,« antwortete er dann; »warum sitzet Ihr im Wirthshause und verspielet euer Geld?« — »Wir sind keine Müßiggänger,« antworteten wir; »überzeugen Sie sich selbst; befehlen Sie uns, die Steuern auf der Stelle einzutreiben, und Sie werden sehen, daß wir tausend Rubel für Sie dabei erübrigen.« — »Und Ihr glaubt,« erwiederte der Amtmann, »daß ich Euch für zweitausend Rubel ermächtigen werde, die armen Bauern zu schinden? Die Leute sind ja blutarm.« — »Wir geben fünfzehnhundert Rubel, Herr Amtmann,« sagten wir, »und die Sache ist abgethan.« Es gab Hartköpfe, die bis zweitausend Rubel verlangten; aber endlich gab man nach.

Von zweitausend Rubeln ließ sich immer noch etwas erübrigen. Er gab Befehl, sofort die Steuern einzutreiben. Sofort — dieses Wort allein war viertausend Rubel werth.«

»Wie so?«

»Sie werden es sogleich sehen. Wir kamen in das Dorf, ließen die Bauern zusammenkommen und sagten zu ihnen: »Höret, Brüder, unser Vater der Kaiser braucht Geld und verlangt nicht nur die rückständigen, sondern auch die jetzt fällig werdenden Steuern; er sagt, daß er lange genug gewartet und daß seine lieben Täubchen endlich zahlen müssen.« Es wurde nun geklagt und gejammert, daß es einen Stein hätte erweichen mögen; aber wir ließen uns durch solche Spiegelfechtereien nicht irreführen. Wir gingen in die Hütten und schätzten den Plunder ab, als ob Alles verkauft werden sollte; dann begaben wir uns in einem Kabak und sagten: »Beeilet Euch, Brüder, der Kaiser wird ungeduldig.« Dann kamen die Bauern zu uns und baten uns, ihnen vierzehn Tage, drei Wochen einen Monat Zeit zu lassen, das Geld herbeizuschaffen. »Liebe Leute,« antworteten wir, »glaubet Ihr denn, daß wir für unsere Rechnung die Steuern eintreiben? Der Kaiser braucht Geld, wir sind ihm verantwortlich und Ihr wollet doch gewiß nicht, daß wir uns durch Gefälligkeit gegen Euch ins Unglück stürzen.« Die Bauern küßten uns den Saum unserer Kleider; dann entfernten sie sich, um sich mit einander zu berathen. Abends erschien der Ortsvorsteher und brachte uns zehn, fünfzehn, zwanzig, fünfundzwanzig Kopeken von jedem Bauer. Ein Dorf von fünfhundert Tieglas trug im Durchschnitt hundert bis hundertzwanzig Silberrubel ein, zehn Dörfer brachten zwei- bis dreitausend zusammen. Der Amtmann bekam seine zweitausend Papierrubel, und man hatte

für sich noch zweitausend bis zweitausend fünfhundret Silberrubel. Man bezahlte seine Spielschuld, und in einem Monate erhielt der Kaiser, der sich vielleicht noch ein Jahr geduldet hätte, ebenfalls sein Geld. Der Staat gewann dabei und wir auch. Und fünfzehn oder zwanzig Kopeken für jeden Bauer ist ja wahrlich nicht der Rede werth.«

»Aber« fragte ich, »was geschah, wenn dieser oder jener Bauer die Steuern nicht zahlen konnte?«

»Wenn der Herr gut ist, so bezahlt er.«

»Aber wenn der Herr nicht gut ist?«

»Dann ließ ich, da ich im Gouvernement Saratow wohnte, den Bauer als Burlak *) verkaufen.«

»Ist denn diese Erpressung — entschuldigen Sie, diese Industrie wollte ich sagen — ist sie dem ganz gefahrlos?«

»Was für eine Gefahr meinen Sie, mein verehrter Herr?«

»Können sich denn die gebrandschatzten Bauern nicht beklagen?«

»O ja, das steht ihnen frei.«

»Und wenn sie sich beklagen?«

»Die Klage müssen sie bei uns führen, und Sie können denken, daß wir uns nicht über uns selbst beschweren.«

»Ja, jetzt wird mir die Sache klar. Und Sie sagen, das Geschäft gehe nicht mehr so leicht?«

»Ja, mein hochachtbarer Herr, der Bauer lernt trotz seiner Dummheit. Einer sagte mir unlängst, daß sich die Sperlinge an die auf den Feldern stehenden Vogelscheuchen gewöh-

*) Die Burlaks bilden eine Art Zunft von Leuten, welche die Fahrzeuge auf der Wolga ziehen.

nen und am Ende recht gut wissen, daß es kein Mensch ist. Der Bauer macht's am Ende wie der Sperling: er verabredet sich mit seinen Cameraden; ein halbes, ein ganzes Dorf erklärt, daß es nicht zahlen könne und wendet sich an den Grundherrn. Dieser gilt zuweilen etwas bei Hofe; er übergeht den Amtmann und wendet sich an den Minister, und durch den Minister erlangt er die Frist, die wir nicht bewilligen wollten. So kommt es, daß wir uns den Kopf zerbrechen müssen, um unser Auskommen zu finden.«

»Können Sie mir einige Ihrer Auskunftsmittel nennen, lieber Freund? Sie scheinen in dieser Beziehung ein phantasiereicher Mann zu seyn.«

»Ich für meine Person habe mich eben nicht zu beklagen, und überdies kommt mir manchmal der Zufall zu Hilfe.«

»Lassen Sie hören, was der Zufall für Sie thut.«

»Ich fand zum Beispiel einst in dem an meiner Wohnung vorbeifließenden Wasser ein neugebornes Kind. Höchst wahrscheinlich war hier ein Verbrechen begangen. Ein anderer minder praktischer Amtmann würde die Schuldige aufgesucht und durch die Drohung, sie dem Gericht zu überliefern in Contribution gesetzt haben. Aber eine Mutter, die ihr Kind ins Wasser wirft, wird oft nur aus Noth zur Verbrecherin; und wenn sie auch reich ist, so wird doch das Lösegeld nie bedeutend seyn.«

»Wie machten Sie es denn?«

»Es ist ganz einfach: ich trug das Kind stromaufwärts durch das Dorf und erklärte, daß ich, um die Schuldige aufzufinden, von Haus zu Haus gehen und alle Weiber untersuchen würde. Sie haben keinen Begriff, lieber Herr, wie sehr

unsere Weiber einen solchen Besuch fürchten: alle kauften sich los, und das Geschäft trug mir tausend Silberrubel ein. Dann ließ ich das Kind begraben, und die Sache war abgethan. Sagen Sie selbst, ist das nicht besser, als ein armes Weibsbild unter der Knute sterben, oder in die Bergwerke schicken zu lassen? Die Bestrafung der Mutter würde dem Kinde doch nicht das Leben wiedergegeben haben.«

»Mit Ihrer unerschöpflichen Phantasie,« erwiederte ich »haben Sie gewiß noch viele andere Ideen gehabt.«

»O ja, vorigen Winter zum Beispiel hatte ich eine neue Idee.«

»Lassen Sie hören.«

»Ich ließ die Bauern in einer grimmigen Kälte zusammenkommen und sagte zu ihnen: »Meine lieben Brüder, Ihr wißt, daß der Kaiser nichts als Champagner trinkt, den er aus Frankreich kommen läßt. Die Champagnerflaschen werden, ehe man sie aufmacht, in Eis gestellt. Es soll daher aus allen Gegenden des Reiches Eis geliefert werden. Wir wollen nun das Eis auf der Wolga zerschlagen, und alle Jene, die Pferde und Telegen haben, fahren es nach Petersburg. Es ist nicht mehr als billig, daß die Anderen, die kein Fuhrwerk haben, das Eis zerschlagen, damit den Fuhrleuten nicht zu viele Arbeit aufgebürdet werde. Aber wir müssen uns beeilen, es könnte Thauwetter eintreten.« Sie können denken, verehrtester Herr, daß keiner das Eis zerschlagen, keiner das zerschlagene Eis nach Petersburg fahren wollte. Aber ich gab nicht nach, ich mahnte zur Eile, ich drohte. Eines Tages ließ ich die Bauern wieder zusammenkommen und sagte zu ihnen: »Meine lieben Freunde, es ist mir etwas eingefallen, und Ihr werdet mir gewiß beistimmen.« — Die tiefe Stille, welche in

der Versammlung herrschte, bewies, mit welcher Spannung die Leute auf meinen Einfall warteten. — »Wir sollen Eis nach Petersburg liefern,« fuhr ich fort; »aber das Eis ist nicht so wie der Wein, der in einer Gegend gut und in einer andern schlecht ist, das Eis bleibt immer Eis, es mag nun aus der Wolga oder anderswoher kommen, an der Güte ändert das nichts.« — Meine Worte fanden allgemeine Zustimmung; ich setzte hinzu: »Ich will das Eis nicht auf der Wolga, sondern auf dem Ladogasee aushauen lassen. Es ist näher bei Petersburg und der Transport ist schneller und billiger.« — »Bravo!« rufen meine Bauern einstimmig; »es lebe unser Stanowoi!« — »Ja, das ist leicht gesagt, Kinder, es lebe unser Stanowoi; aber zum Aushauen und Zerschlagen des Eises brauche ich Rabotniks, *) zum Wegführen nach Petersburg muß ich Iwoschniks **) und Telegen miethen. Das kostet mindestens zweitausend Rubel.« — Die Bauern, die nun merkten, wo ich hinauswollte, schrien laut auf vor Schrecken. — »Zum allermindesten fünfzehnhundert,« setzte ich hinzu, »ich lasse Euch drei Tage Bedenkzeit. Denket an das Thauwetter! — Nach drei Tagen brachte mir der Ortsvorsteher meine fünfzehnhundert Rubel.«

»Sehr sinnreich,« sagte ich.

»Manchmal bin ich den Leuten auch gefällig,« fuhr der Stanowoi fort. »Einst steckte ein Bauer von Sawkina das Dorf in Brand. Sie wissen, mein schätzbarster Herr, daß hier Alles in Brand geräth, wenn ein Haus brennt.«

»Warum hat denn der Bauer das Dorf in Brand gesteckt?« fragte ich.

*) Arbeiter.

**) Fuhrleute.



»Wer weiß? Vielleicht bildet sich der Bauer ein, er habe sich über seinen Grundherrn zu beklagen, weil dieser ein Auge auf seine Schwester hat, oder sein Weib peitschen ließ, oder seinen Sohn unter die Soldaten steckte. Dann legt er aus Rache Feuer an und wird ein Vagabund. — Ein solcher Schlingel hatte also das Dorf Sawkina in Brand gesteckt. Alles war niedergebrannt. Der Ortsvorsteher schreibt an den Pomeschik *) und bittet um Erlaubniß Holz in seinen Waldungen zu fällen. Der Pomeschik gibt den Bauern die Erlaubniß, weist ihnen aber einen acht Werste entfernten Wald an, obgleich dicht am Dorfe ein Wald war. Was thun die Bauern? statt das Holz in dem ihnen angewiesenen Walde zu fällen, nehmen sie die Tannen aus der unmittelbaren Nähe des Dorfes. Die Häuser, etwa zweihundert an der Zahl, waren in kurzer Zeit wieder aufgebaut. Da hieß es, der Pomeschik habe Wind von der Sache bekommen und schicke seinen Verwalter, um den Thatbestand zu ermitteln. Sie können denken, daß die Bauern den Wald bedeutend gelichtet hatten, denn es waren, wie gesagt, zweihundert Häuser erbaut und jedes Haus hatte durchschnittlich sechzig bis siebzig Tannen gebraucht. Jeder Bauer hatte also zweihundert Ruthenstreiche zu erwarten; einige von ihnen hätten vielleicht nach Sibirien wandern müssen. An wen wandten sie sich? An mich, denn sie wußten, daß ich für Alles Rath wußte. — »Wie viel Zeit habt Ihr noch?« fragte ich. — »Einen Monat,« antworteten sie. — »Einen Monat? Dann seyd Ihr gerettet.« Die Spitzbuben jubelten. — »Ja wohl,« setzte ich hinzu, »aber Ihr kennt das russische Sprichwort: »Ein guter Rath kann nie zu theuer bezahlt werden. Die Kerle hörten

*) Grundherr.

aufmerksam zu, aber sie waren still geworden. »Jeder von Euch muß zehn Silberrubel daran wenden.« — Sie erhoben ein lautes Jammergeschrei. — »Ihr möget thun, was Ihr wollt,« sagte ich; »aber bedenket, daß Ihr nur einen Monat Frist habt; in drei Tagen ist's zu spät.« — Am andern Morgen boten sie mir fünf Rubel. — »Zehn Rubel« — sagte ich, »keine Kopeke weniger.« — Den Tag darauf boten sie acht Rubel. — »Zehn Rubel, meine Täubchen, zehn Rubel!« — Den dritten Tag kamen sie mit den zehn Rubeln. — »Aber es wird uns doch gewiß nichts geschehen?« fragten sie. — »Ich stehe Euch dafür; der Verwalter soll gar nicht merken, daß ein Baum fehlt.« — »Sie könnten uns wohl sagen, wie Sie es anfangen wollen, ehe Sie das Geld einstreichen.« — Sie müssen wissen, lieber Herr, daß die russischen Bauern sehr mißtrauisch sind. Es ist nicht zu verwundern, sie sind ja zu oft ausgeplündert worden. — »Sehr gern,« antwortete ich, »aber es bleibt bei der Abrede, ich bekomme zehn Rubel von jedem Tieglo, wenn ich Euch aus der Verlegenheit helfe.« — »Es bleibt bei der Abrede.« — »So höret, Kinder. Wir sind im November, es liegt vier Schuh hoch Schnee, die Schlittenbahn ist gut. Jede Familie muß in dem andern Walde so viele Tannen fällen, wie sie zum Bau ihres Hauses verwendet hat, die Bäume in diesen Wald bringen und in den Schnee pflanzen. Wenn Thauwetter eintritt, werden die Bäume freilich umfallen; aber es fängt erst im Mai an zu thauen; inzwischen ist der Verwalter hier gewesen und hat Alles in Ordnung gefunden.« — »Wahrhaftig, das läßt sich hören,« sagte der älteste Bauer; »auf diese Art kommen wir gut davon.« »Dann gebt mir meine zehn Rubel für jeden Tieglo.« — Die Bauern beeilten sich nicht; der Alte bot mir sogar wieder fünf

Rubel. — »Zehn Rubel,« erwiederte ich; »es ist so verabredet, und ich lasse keine Kopeke ab.« — »Wir haben jetzt den guten Rath,« entgegnete der alte Bauer, »wenn wir nun gar nichts gäben? Ich setze natürlich nur den Fall —« »Ich will Euch sagen, was ich dann thun werde Wenn: der Verwalter kommt, gehe ich mit ihm in den Wald und sage zu ihm —« »Es war ja nur Spaß,« unterbrach der Bauer; »hier sind Ihre zehn Rubel, Herr Stanowoi, und schönen Dank dazu.« — Jeder gab seine zehn Rubel. Nach drei Wochen standen die Tannen im nahen Walde so dicht wie jemals. Der Verwalter kam, man zeigte ihm die aus dem tiefen Schnee hervorragenden Tannen, und in dem andern Walde den Platz, wo die Bäume fehlten. Er reiste ab in der Ueberzeugung, daß man dem Pomeschik einen falschen Bericht zugeschickt, und es war von der Sache keine Rede mehr. — Nach einem Jahre wurde ich freilich zum Amtmann ernannt und in das Gouvernement Twer versetzt, wo ich jetzt wohne.«

»Und als Amtmann sind Sie eben so sinnreich, wie Sie als Stanowoi waren?«

»O! Sie wollen zu viel an einem Tage wissen,« erwiederte der Mann mit jenem pfiffigen Lächeln, das den russischen Beamten eigen ist. »Als Amtmann habe ich Ihnen gesagt, wie es die Stanowpies machen; wenn Sie wissen wollen, wie es die Amtleute machen, so müssen Sie sich an einen Stanowoi wenden. — Aber Sie werden aus meiner Erzählung ersehen haben, daß die Bauern durchtriebene Spitzbuben sind; hätte ich ihnen nicht gezeigt, daß ich noch schlauer bin als sie, so würden sie mich um meine zweitausend Rubel betrogen haben.«

VIII.

Neben dem Stanowoi habe ich den Verwalter genannt. Mit der Naturgeschichte dieser zweiten ebenfalls echt russischen Pflanze werden wir den Leser später bekannt machen, es wird sich bald Gelegenheit finden auf dieselbe zurückzukommen. Für heute müssen wir in eines der Petersburger Gefängnisse einen Blick werfen: wir haben keine Zeit zu verlieren, denn morgen geht ein Transport nach Sibirien ab.

Wie uns der Stanowoi seine Thaten erzählt hat, wollen wir anhören was die Verurtheilten von ihren Verbrechen zu erzählen haben; vielleicht wird der Leser manche Aehnlichkeit zwischen den Schelmstreichen der Stanownies und den Verbrechen der Verurtheilten finden.

Ich hatte den Oberpolizeimeister um Erlaubniß gebeten, ein Gefängniß zu besuchen und mit einigen der zu den Bergwerken Verurtheilten zu sprechen. Diese Erlaubniß war mir ertheilt worden, und ich erhielt sogar einen Mann zur Begleitung.

Mein Begleiter hatte einen schriftlichen Befehl an den Director des Gefängnisses. Ich sollte im Kaffehhause an der Newski-Perspective mit ihm zusammentreffen. Er erwartete mich, als ich erschien. Ich hatte eine Droschke gemiethet. Er stieg mit mir ein. Wir fuhren ab. Das Gefängniß war nicht weit, wir waren in einigen Minuten da.

Mein Führer zeigte seinen Befehl vor. Man gab uns einen Schließer, der uns mit seinem Schlüsselbunde voranging. Er führte uns durch einen langen Gang, öffnete eine Treppenthür, stieg etwa zwanzig Stufen hinunter, schloß eine zweite Thür auf und wir betraten wieder einen Gang, aus dessen Feuchtigkeit sich erkennen ließ, daß er mit dem Erdboden etwa gleich war.

Hier fragte der Schließer meinen Führer, ob ich irgend einen der Gefangenen vorzugsweise zu sehen wünschte. Mein Führer, der sehr gut französisch sprach, war zugleich mein Dolmetscher; er übersetzte mir die Frage. Ich antwortete, daß mir keiner der Verurtheilten bekannt sey, ich müsse es daher dem Zufall überlassen.

Der Schließer öffnete eine Thür. Er trug eine Laterne; mein Begleiter hielt ein Licht in der Hand, ich ebenfalls. Der nicht große Kerker war daher gut erleuchtet.

Auf einer hölzernen Bank, die zum Nachtlager breit genug war, saß ein kleiner magerer Mann mit langem Barte und kurzgeschorenem Hauptthaar. Eine in der Mauer befestigte Kette hatte am Ende einen Ring, in welchem sein Bein bis über dem Knöchel steckte.

Er richtete sich auf, als wir eintraten, und sagte zu unserem Führer:

»Soll ich denn heute fort? Ich glaubte, wir blieben bis morgen.«

»Du wirst bis morgen bleiben,« antwortete mein Führer; »aber dieser Herr hier, der das Gefängniß besucht, will Dir zwei Kopeken für ein Glas Wodka schenken, wenn Du ihm sagen willst, warum Du zu den Bergwerken verurtheilt bist.«

»Dazu bedarf's keines Trinkgeldes; ich habe Alles gestanden, ich werde dem Herrn dasselbe sagen, was ich dem Richter gesagt habe.«

»Nun, so erzähle.«

»Das ist ganz leicht, und ich kann mich kurz fassen. Ich habe eine Frau und vier Kinder. Ich hatte ihnen eben mein letztes Stück Brot gegeben, als uns der Stanowoi anzeigte, daß wir nächstens unsere Steuern zahlen müßten, da unser Vater, der Kaiser, Krieg führe. Ich hatte einen Rubel und fünfundsiebzig Kopeken zu bezahlen. Ich erzählte dem Stanowoi meine Lage; ich zeigte ihm meine leere Hütte, meine halbnackten Kinder, mein krankes Weib, und bat um Aufschub. — »Der Kaiser kann nicht warten.« sagte er. — »Aber was soll ich anfangen?« fragte ich, die Hände faltend. — »Ich weiß schon, was ich zu thun habe,« erwiederte er; »ich lasse Dir tropfenweise Eiswasser auf den Kopf schütten, bis du bezahlst.« — »Ich weiß wohl, daß Ihr mich zu Grunde richten könnt; aber was wird es Euch nützen? Ihr bekommt dadurch kein Geld und meine Familie wird verschmachten.« — »Kniet nieder, meine armen Kinder,« sagte mein Weib, »und bittet den Herrn Stanowoi, uns etwas Zeit zu lassen. Vielleicht wird der Vater Arbeit finden und so viel verdienen, daß er die Steuer zahlen kann.« Meine Kinder knieten nieder, mein Weib ebenfalls.«

»Ich glaubte,« sagte ich, die Erzählung des Gefangenen unterbrechend, zu meinem Führer, um jeden Zweifel an der Wahrheit dieser Aussage zu beseitigen, »ich glaubte, jeder Grundherr müsse seiner Familie sechs Morgen Ackerlandes und zwei Morgen Wiesen gegen den halben Ertrag geben.«

»Ja wohl, die Grundherren sind dazu verpflichtet, wenn

sie Land haben; es gibt aber auch arme Grundherren, die selbst kein Land haben und daher keines austheilen können. Sie vermiethen dann ihre Bauern als Rabotniks, das ist als Arbeiter: so wars mit diesem hier.« — Dann sagte er zu dem Gefangenen: »Weiter.«

»Der Stanowoi wollte nichts hören; er nahm mich beim Kragen, um mich ins Gefäugniß zu schleppen. »Nein,« sagte ich, »lieber will ich mich als Burlak verdingen; ich kann doch fünf oder sechs Rubel verdienen. Dann zahle ich meine Steuer, und den Rest theile ich mit meinem Herrn. — Ich gebe Dir acht Tage Zeit, deine Abgabe zu zahlen; wenn ich in acht Tagen das Geld nicht habe, so bringe ich nicht Dich, sondern dein Weib und deine Kinder ins Gefängniß. — Meine Axt lag beim Ofen; ich schaute von der Seite hin; ich kam in Versuchung, die Axt zu nehmen und dem Stanowoi den Kopf zu spalten. Es war sein Glück, daß er fortging. — Ich nahm Abschied von meinem Weibe und meinen Kindern, und als ich durch das Dorf ging, empfahl ich sie dem Mitleid der andern Bauern; denn es waren zwei Tagereisen bis zur Bezirksstadt, zwei Tage brauchte ich, um wieder nach Hause zn gehen, und in vier Tagen konnten die Meinigen verhungern. Ich erzählte, daß ich mich als Burlak verdingen wolle, und da ich vielleicht nicht wieder zurückkommen würde, so nahm ich von allen meinen Freunden Abschied. Alle Leute bedauerten mich und verwünschten den Stanowoi; aber Niemand bot mir den Rubel und fünfundsiebzig Kopeken an, die ich zu bezahlen hatte. Ich ging weinend fort. Als ich zwei bis drei Stunden gegangen war, begegnete mir ein Mann aus dem Dorfe, Namens Onesimus. Er saß auf seinem Karren. Wir waren keine Freunde; ich wollte daher an ihm vorübergehen, ohne mit ihm zu spre-

chen; aber er redete mich an. — »Wo gehst Du hin?« fragte er. — »In die Stadt,« antwortete ich. — »Was willst Du da thun?« — »Ich will mich als Burlak verdingen.« — »Warum denn?« — »Weil ich dem Kaiser einen Silberrubel und fünfundsiebzig Kopeken schuldig bin und nicht zahlen kann.« — Ich glaubte ein hämisches Lächeln in seinem Gesicht zu bemerken; vielleicht irrte ich mich. — »Ich fahre auch in die Stadt,« sagte er. — »Was willst Du da thun?« fragte ich. — »Ich will gerade für einen Rubel und fünfundsiebzig Kopeken Wodka kaufen; so viel geht in dieses Faß.« Er zeigte dabei auf ein Fäßchen, das er im Karren hatte. — Ich seufzte. — »Woran denkst Du?« fragte er. — »Ich denke, daß ich den Stanowoi bezahlen könnte, wenn Du vier Sonntage keinen Wodka trinken und mir das Geld leihen wolltest; ich wäre dann nicht gezwungen mich zu verkaufen, und mein Weib und meine Kinder wären gerettet.« — »Und wer bürgt mir dafür, daß Du mir das Geld zurückzahlen würdest? Du bist ja so arm wie Hiob.« — »Ich verspreche Dir, daß ich nur Wasser trinken, nur Brot essen würde, bis ich Dir das Geld zurückgegeben.« — »Ich will doch lieber meinen Wodka trinken; das ist sicherer,« sagte er. — Sie müssen wissen, mein lieber Herr, daß man bei uns kein Mitleid mit Anderen hat; Jeder denkt nur an sich. Es ist auch natürlich, man ist ja leibeigen. — »Alles was ich Dir anbieten kann,« setzte er hinzu, »ist ein Platz auf meinem Karren: Du hast dann mehr Kraft, wenn Du ankommst, und kannst Dich theurer verdingen.« — »Ich danke.« — »So steige doch auf, Du närrischer Kauz!« — »Nein.« — »Steige auf, sage ich Dir!« — Der Teufel führte mich in Versuchung; es fuhr mir wie ein Blitz durch den Kopf; fünf Minuten war mirs ganz roth vor den

Augen, ich mußte mich niedersetzen, um nicht zu fallen. — »Du siehst ja,« sagte er zu mir, »daß Du nicht weiter gehen kannst. Steige auf, und wenn ich meinen Wodka gekauft habe, will ich Dir einen Schluck zu trinken geben, Du wirst dann wieder Kraft bekommen.« — Ich stieg auf; aber als ich mich setzte, stützte ich mich mit der Hand auf einen Stein, und ich behielt den Stein in der Hand.

»Wir kamen in einen Wald; es fing an Nacht zu werden. Ich sah mich um, kein Mensch war da. Ich weiß wohl, daß ich schwer gesündigt habe; aber versetzen Sie sich nur in meine Lage: ich sah mich in Gedanken schon als Schiffzieher; ich hörte mein Weib und meine Kinder nach Brot rufen! Onesimus sang, wie mir zum Hohn, ein lustiges Lied, in welchem es hieß: Sei ruhig, mein Liebchen, ich gehe in die Stadt, ich bringe Dir ein schönes Kleid und ein prächtiges Halsband mit. Ich hielt meinen Stein fest in der Hand; ich gab ihm mit aller Kraft einen Schlag damit auf den Hinterkopf. Er fiel vom Wagen zwischen die Beine seiner Pferde. Ich sprang hinunter und schleppte ihn in den Wald.

»Er hatte einen Geldbeutel mit wenigstens fünfundzwanzig Rubeln bei sich. Ich nahm nur einen Rubel und fünfundsiebzig Kopeken und eilte, ohne mich umzusehen, nach dem Dorfe zurück. Der Tag brach an, als ich ankam. Ich weckte den Stanowoi, um meine Steuer zu zahlen und erhielt die Quittung. Von dieser Seite wenigstens hatte ich sechs Monate Ruhe.

»Dann ging ich nach Hause. »Bist Du es, Gawrilo?« sagte meine Frau. — »Bist Du es, Batuska?« sagten die Kinder. — »Ja, ich bin's« antwortete ich; »ein Freund hat mir das Geld geliehen; ich habe nicht mehr nöthig mich zu

verkaufen; ich muß nur arbeiten, um das Geld zurückzuzahlen.« Ich stellte mich lustig, aber es war mir schrecklich zu Muthe.

»Es dauerte übrigens nicht lange. Noch denselben Tag wurde ich verhaftet. Onesimus war nicht todt, sondern nur betäubt; er war wieder ins Dorf gekommen und hatte Alles erzählt.

»Man brachte mich ins Gefängniß; ich blieb fünf Jahre darin, ohne vor Gericht gestellt zu werden. Als ich endlich ins Verhör genommen wurde, erzählte ich Alles. Man nahm Rücksicht auf mein Geständniß, und statt mich, wie ich erwartet hatte, zur Knute zu verurtheilen, wird man mich in die Bergwerke schicken. — Wir treten morgen die Reise an, nicht wahr?« fragte der Gefangene meinen Führer.

»Ja,« antwortete dieser.

»Gut; ich gehe in die Kupferbergwerke, und man sagt, daß man darin nicht lange lebt.«

Ich bot ihm zwei Rubel an.

»O! jetzt brauche ich's nicht mehr,« sagte er; »als mich der Stanowoi verfolgte und ehe ich durch die Verzweiflung zum Todtschläger wurde, hätte man mir's geben sollen.«

Er legte sich wieder auf seine Bank.

Ich legte die zwei Rubel neben ihn, und wir entfernten uns.

Der Schließer öffnete uns einen andern Kerker, der dem vorigen ganz gleich war. Der Verurtheilte war an eine Kette geschlossen und saß auf einer Bank.

Es war ein schöner junger Mann von zwei- bis dreiundzwanzig Jahren.

Wir befragten ihn wie den Vorigen, und er antwortete uns mit derselben Bereitwilligkeit.

»Ich heiße Grigorj,« sagte er, »und bin der Sohn eines wohlhabenden Bauern aus dem Bezirk Tula. Ich bin weder ein Trunkenbold noch ein Müßiggänger oder Spieler. Meine Eltern sind Leibeigene; aber da sie die besten Ackerleute des Grafen G * * waren, so erhielten sie zwanzig, dreißig, ja hundert Morgen Landes. Sie mietheten Arbeiter von einem beinahe bartenkleinen Pomeschik, der seine Bauern nicht zu verwenden wußte, und so erwarben sie sich ein kleines Vermögen.

»Ich war der Geliebte des hübschesten Mädchens im Dorfe. Wir waren zusammen aufgewachsen und als sie neunzehn und ich zwanzig Jahre alt war, sollten wir uns heiraten. Wir erwarteten in ein paar Jahren den Grafen G * *, ohne dessen Einwilligung uns der Pope nicht trauen wollte. Aber statt des Grafen kam sein Verwalter. Ich ging mit meinem Vater zu ihm. Er hatte eine Vollmacht vom Grafen, so daß er die Einwilligung zu unserer Heirat geben konnte.

»Er nahm uns gut auf und versprach uns Alles was wir wünschten.

»Acht Tage nachher, als er zu uns kam, erinnerten wir ihn an sein Versprechen; aber dieses Mal antwortete er: »Wir wollen sehen.«

»Warwara *) und ich waren außer Sorgen; wir meinten, der Verwalter erwarte Bezahlung für die Heiratsbewilligung, er werde sich mit hundert Rubel wohl abfinden lassen.

»Wir erinnerten ihn noch einmal an sein Versprechen;

*) Barbara, ein in Rußland sehr gewöhnlicher Frauenname.

aber er antwortete auffahrend: »Wie ist's denn mit der Militärpflicht?«

»Ich bin bald zweiundzwanzig,« antwortete ich; »der Mir *) hat mich schon zweimal bei der Recrutirung übergangen; es gibt genug Tagediebe und Vagabunden im Dorfe, die fleißigen jungen Leute haben nicht nöthig sich zu stellen.«

»Der Mir thut was er will, wenn ich nicht da bin; aber jetzt bin ich hier Herr, und kann die Recruten wählen.«

»Ich suchte Warwara auf, um ihr meine Besorgnisse mitzutheilen, und ich fand sie noch trauriger und unruhiger, als ich selbst war. Ich fragte sie um die Ursache ihres Kummers, aber sie wollte nichts sagen. Sie weinte unaufhörlich.

»Den folgenden Sonntag berief der Verwalter das ganze Dorf zusammen. Er sagte, es sey wegen des Krieges außer den gewöhnlichen Recruten noch eine Ersatzmannschaft nöthig; der Kaiser verlange daher dreiundzwanzig Mann von tausend Einwohnern, statt der gewöhnlichen acht Mann; die überzähligen fünfzehn Mann würden übrigens nach dem Kriege sofort wieder entlassen werden.

»Er befahl daher dem Ortsvorsteher, zu ihm zu kommen und mit ihm die Liste der Recruten und der Ersatzmannschaft anzufertigen.

»Ich eilte zu Warwara und fand sie ganz in Thränen. — O! sagte sie, der verwünschte Verwalter wird Dich unter die Soldaten stecken!

»Woraus schließest Du das?« fragte ich.

»Ich weiß es nicht, es ist mir so bange,« antwortete sie; »es ist ein Hase vor mir über den Weg gelaufen.«

»Mehr wollte sie nicht sagen.

*) Gemeinderath.

»Noch denselben Tag machte der Ortsvorsteher die Liste der Abmarschirenden bekannt. Warwara hatte sich nicht geirrt. Mein Vater war bei dem Verwalter gewesen und hatte ihm fünfhundert Rubel geboten, um mich frei zu machen; aber der Verwalter hatte das Geld zurückgewiesen. Uebermorgen in aller Frühe sollten wir fort.

»Abends vorher ging ich mit Warwara auf eine Wiese, wo wir als Kinder sehr oft gespielt und Blumen gepflückt hatten. Der Weg dahin führt über eine hölzerne Brücke, die über einen schmalen, aber tiefen Fluß geschlagen ist.

»Warwara stand mitten auf der Brücke still und schaute traurig in das brausende Wasser. Es sollte dort, wie man sagte, ein tiefer Abgrund seyn.

»Ich sah ihre Thränen fließen und eine nach der andern in die Tiefe fallen.

»Höre, Warwara,« sagte ich zu ihr, »Du verschweigst mir etwas.«

»Sie antwortete nicht.

»Gestehe es nur,« wiederholte ich.

»Wir werden uns nicht wiedersehen, Grigorj,« schluchzte sie.

»Warum denn nicht? Ich bin ja kein Recrut, ich bin nur ein Landwehrmann; wenn der Krieg zu Ende ist, so geht die Landwehr nach Hause. Es verliert ja nicht jeder Soldat im Kriege sein Leben, die meisten kommen wieder heim. Ich werde auch wieder nach Hause kommen, Warwara, in einem Jahre, längstens in zwei Jahren. Wir lieben einander, Du mußt Muth fassen und Geduld haben, dann werden wir noch glücklich.«

»Nein, Grigorj,« wiederholte sie, »wir werden uns nicht wiedersehen.«

»Sprich, woher kommt diese traurige Ahnung?«

»Du liebst mich, Grigorj,« sagte sie, in meine Arme sinkend; »weißt Du was Du thun solltest?«

»Sie schaute, während sie sich an mich schmiegte, in den Abgrund hinunter.

»Du solltest mich da hineinstürzen,« setzte sie hinzu.

»Ich schrie laut auf.

»Ja, mich hineinstürzen,« wiederholte Warwara; »dann könnte ich wenigstens einem Andern nicht angehören.«

»Einem Andern! Ich verstehe Dich nicht. Warum solltest Du denn einem Andern angehören, wenn Du nicht mein seyn kannst?«

Sie gab keine Antwort.

»So sprich doch,« sagte ich; »Du siehst ja, daß ich wahnsinnig werde.«

»Du hast also nichts gemerkt!«

»Was soll ich denn gemerkt haben? Sprich!«

»Nein, es ist besser, daß ich schweige —«

»Du mußt mir Alles sagen, Du hast ja einmal angefangen zu reden.«

»O mein Gott! mein Gott!« jammerte sie.

»Warwara,« sagte ich, »ich schwöre Dir, daß ich mich hier vor deinen Augen ins Wasser stürze, wenn Du mir nicht auf der Stelle Alles sagst.«

»Aber dein Tod würde meine Schande nicht verhüten, er würde sie nicht rächen.«

»Ich brach in ein Wuthgeschrei aus.

»Du verstehst mich jetzt,« fuhr sie fort; »er liebt mich,

ich soll seine Geliebte werden, und deshalb schickt er dich fort. Ich habe seinen Antrag zurückgewiesen; wenn ich ihn angenommen hätte, würdest Du nicht Soldat.«

»O, der Schändliche!« rief ich.

»Ich sah mich um.

»Was suchst Du?« fragte sie.

»Ich fand was ich suchte. Ein Bauer, der die Brücke ausgebessert, hatte seine Axt in einem noch nicht völlig behauenen Balken stecken lassen.

»Was willst Du machen, Grigorj?«

»Ich schwöre Dir bei der heiligen Jungfrau, Warwara, daß er von meiner Hand sterben soll.«

»Aber es wird Dir das Leben kosten, wenn Du ihm das Leben nimmst.«

»Was liegt mir daran?«

»Grigorj!«

»Ich habe es geschworen,« sagte ich, die Axt aufhebend; »ich halte meinen Schwur. Und wenn ich mein Leben verliere, so will ich Dich in jener Welt erwarten, wo wir uns gewiß wiederfinden werden.«

»Grigorj,« sagte sie, »ist es dein fester Entschluß?«

»O ja,« antwortete ich und eilte davon.

»Dann will ich Dich erwarten,« rief sie. »Lebe wohl, Grigorj!«

»Ich sah mich schaudernd um. In der Dämmerung sah ich einen Gegenstand von der Brücke in die dunkle Tiefe stürzen — und gleich darauf hörte ich einen Körper ins Wasser fallen — dann noch einen Ton, der wie ein Lebewohl klang.

»Ich lief auf die Brücke zurück — sie war leer.

»Von jenem Augenblick an weiß ich nicht mehr was

vorging. Ich fand mich im Kerker wieder. Ich war voll Blut; ich glaube wohl, daß ich ihn erschlagen habe.

»O, Warwara, Du wirst mich nicht lange erwarten!«

Der junge Mann fing an zu schluchzen und warf sich mit dem Gesicht auf die Bank.

Der Schließer öffnete uns noch eine Thür und wir traten in einen dritten Kerker.

Der Bewohner dieser feuchten Zelle war ein riesenhafter Mann von etwa vierzig Jahren. Augen und Bart waren schwarz, aber sein kurzgeschornes Haupthaar war vom Kummer gebleicht.

Anfangs wollte er nicht antworten; er sagte, er stehe nicht vor seinen Richtern, er sey gottlob mit ihnen fertig. Aber man sagte ihm, ich sey ein Franzose, und sogleich sagte er zu mir im reinsten Französisch:

»Das ist etwas Anderes; meine Erzählung wird überdies nicht lang seyn.«

»Aber,« fragte ich ihn unterbrechend, »wie kommt es, daß Sie so gut französisch sprechen?«

»Es ist ganz einfach,« erwiederte er; »ich gehöre dem Eigenthümer eines Hüttenwerkes, der mich und noch zwei Andere nach Frankreich schickte und in der Gewerbschule zu Paris studiren ließ. Als wir nach Frankreich gingen, waren wir zehnjährige Knaben; Einer von uns starb in Paris, wir beiden Andern kamen nach achtjährigen Studien zurück. Mein Camerad war Chemiker, ich bin Mechaniker. In Paris lebten wir wie andere junge Leute und vergaßen, daß wir Leibeigene waren. Man erinnerte uns jedoch bald daran. Mein Camerad wurde von dem Verwalter unseres Herrn beleidigt; er gab ihm eine Ohrfeige. Er erhielt dafür zweihundert Ruthen-

streiche. Eine Stunde nachher hielt er den Kopf unter einen Eisenhammer, und machte so seinem Leben ein Ende.

»Ich war von sanfterer Gemüthsart, so daß ich immer mit Verweisen davonkam. Ueberdies hatte ich meine arme Mutter sehr lieb, und um ihretwillen duldete ich Vieles, was ich sonst nicht ertragen haben würde. So lange als sie lebte, verheiratete ich mich nicht; aber vor fünf Jahren starb sie. Ich führte nun ein Mädchen heim, dem ich schon lange gut gewesen war. Zehn Monate nach der Hochzeit wurde ich Vater einer Tochter. Ich hatte mein Kind unendlich lieb.

»Unser Herr hatte eine Hündin, die er, vermuthlich mit großen Kosten, aus England hatte kommen lassen. Sie warf zwei Junge, ein Männchen und ein Weibchen. Unser Herr behielt sie Beide, um die kostbare Race einheimisch zu machen. Aber es geschah ihm ein großes Unglück. Als er einst in seiner Droschke von einem Besuche in der Nachbarschaft nach Hause kam, sah er seine auf ihn zuspringende Hündin zu spät — ein Rad seiner Droschke zermalmte die Hündin. Zum Glück blieben ihm die beiden Jungen; er wußte nur nicht, wie er die erst vier Tage alten lieben Thierchen aufziehen sollte. Da fiel ihm ein, daß meine Frau ihr Kind an der Brust hatte; er nahm ihr das Kind weg, schickte es in die Messakina *) und befahl ihr, seine Hunde zu säugen. Meine arme Frau antwortete ihm, sie würde die Hunde und das Kind stillen; aber er antwortete, die Hunde würden darunter leiden.

»Ich kam aus der Fabrik nach Hause. Wie gewöhnlich trat ich sogleich an die Wiege meiner kleinen Katharina. Sie war leer.

*) Gemeinsame Küche.

»Wo ist das Kind?« fragte ich.

»Sie erzählte mir nun Alles und zeigte mir die beiden schlafenden Hunde.

»Ich holte das Kind aus der Küche und gab es der Mutter zurück. Dann nahm ich die beiden kleinen Hunde und zerschmetterte ihnen die Köpfe an der Wand.

»Am andern Morgen ließ mir der Herr zweihundert Ruthenstreiche geben.

»Zwei Tage nachher zündete ich das Schloß an. Zum Unglück verbreitete sich das Feuer ins Dorf und es brannten zweihundert Häuser ab. Ich wurde verhaftet, ins Gefängniß gebracht und als Brandstifter auf Lebenszeit zur Arbeit in den Bergwerken verurtheilt.

»Dies ist meine Geschichte. Sie sehen, daß sie nicht lang ist. Wenn Sie vor der Berührung eines Sträflings nicht zurückschrecken, so reichen Sie mir die Hand für die Bemühung. Es wird mir Freude machen; ich war ja in Frankreich so glücklich!«

Ich drückte dem Unglücklichen, obschon er ein Brandstifter war, herzlich die Hand. Seinem Herrn, einem Fürsten, würde ich die Hand nicht gereicht haben.

Der Leser möge nun selbst entscheiden, wer die wahren Uebelthäter sind; die Grundherren, die Verwalter und Stanownies — oder die, welche von ihnen in die Bergwerke geschickt werden?

---

*

IX.

Als ich nach dem Besuch der Gefängnisse wieder in das Landhaus des Grafen Kuschelew kam, fand ich einen russischen Schriftsteller, der mit Turgenew und Tolstoi die Gunst des jungen russischen Geschlechts theilt.

Es war Gregorowitsch, der Verfasser der »Ribolowi«, d. i. der »Sünder«.

Wir führen diesen Roman an, wie man Balzac als den Verfasser des »Cousin Pons«, Georges Sand als die Verfasserin der »Valentine«, Soulié als den Verfasser der »Mémoires du Diable« nennt.

Außer den »Ribolowi« hat sich Gregorowitsch bereits durch fünf bis sechs andere beifällig aufgenommene Romane das Recht erworben, nicht mehr »Herr«, sondern schlechtweg Gregorowitsch genannt zu werden.

Gregorowitsch spricht das Französische so geläufig wie ein Pariser.

Er kam mich als Collegen zu begrüßen und sich für die ganze Zeit meines Aufenthaltes in Petersburg zu meiner Verfügung zu stellen. Es versteht sich. daß ich das Anerbieten mit Dank annahm. Es wurde mit dem Grafen verabredet, daß Gregorowitsch, so oft er sich zu Besborodko verspäten würde, in einem meiner Zimmer schlafen sollte, denn Besborodko ist, wie schon erwähnt, acht Werste von Petersburg entfernt.

Uebrigens ist wohl zu merken, daß ein in einem russischen Hause übernachtender Freund keineswegs so viel Mühe und Umstände macht wie in Frankreich, wo man es für Schuldigkeit hält, ihm ein Bett mit Matratze, Pfühl, Kopfkissen, Leinentüchern und Decke herzurichten. Nein, in Rußland sagt der Herr vom Hause, und hätte er, wie Graf Kuschelew, vierundzwanzig Diener, zu seinem Gast: Es ist spät, bleiben Sie hier. Der Gast nimmt die Einladung mit einer Verbeugung an, und es wird kein Wort mehr darüber verloren. Der Herr vom Hause kümmert sich gar nicht mehr um seinen Gast; er hat ihn so gut wie möglich bewirthet, hat ihm bei Tische fleißig Bordeaux und Champagner eingeschenkt, Abends in Strömen von Karavanenthee fast ersäuft; er hat ihm bis nach Mitternacht mit oft trefflicher Musik einen Ohrenschmaus bereitet — weiter aber geht seine Aufmerksamkeit nicht. Der Gast hat für sein Nachtlager zu sorgen.

Aber der Gast macht sich darum eben so wenig Sorge wie der Herr vom Hause. Wenn's Zeit zum Schlafengehen ist, tritt er in das für ihn bestimmte Zimmer und sieht sich flüchtig um; aber er sucht nicht etwa ein Bett, er weiß wohl daß er keines finden würde, sondern einen Divan, ein Sopha, eine Bank. Ob sein Lager gepolstert ist oder nicht, ist ihm ziemlich gleichgiltig. Wenn er weder Divan, noch Sofa, noch Bank findet, so wählt er einen Winkel des Zimmers zur Lagerstätte, läßt sich von einem Diener einen Mantel, einen Pelz, eine Decke oder etwas dergleichen geben, legt einen Stuhl auf die Seite, um aus der Rücklehne ein Kopfkissen zu machen, legt sich auf den Fußboden, hüllt sich in die improvisirte Decke und steht am andern Morgen so frisch und wohlgemuth auf, als ob er auf der besten elastischen Roßhaarma-

traße geschlafen hätte. Mit der Reinlichkeit ist's bei dieser spartanischen Nachtruhe freilich schlecht bestellt; aber diesem Mangel wird mindestens zweimal wöchentlich durch das Dampfbad abgeholfen.

Gregorowitsch blieb also schon den ersten Abend; er suchte und fand ein Sopha, auf welchem er sein Nachtlager aufschlug.

Während des Gespräches, welches vor dem Einschlafen durch eine offene Thür geführt wurde, verabredeten wir, am andern Morgen unsern ersten Ausflug außerhalb Petersburg zu machen.

Die ganze Marschroute wurde entworfen, die Zeit des Aufbruches und der Rückkehr festgesetzt. Wir wollten uns um acht Uhr Morgens an Bord des kleinen Schraubendampfers begeben, der auf der Newa fährt, und um neun Uhr den nach Peterhof fahrenden großen Raddampfer besteigen. Nach eingenommenem Frühstück wollten wir Peterhof und die Umgebungen besuchen, bei Panajew, dem Freunde meines Begleiters und Redacteur des »Zeitgenossen«, speisen und übernachten. Dort würden wir Nikrassow, einen der volksthümlichsten Dichter des jungen Rußlands, kennen lernen und endlich am folgenden Tage das durch die Verhaftung Peters III. im Juli 1762 geschichtlich merkwürdige Schloß Oranienbaum besuchen. Dann wollten wir auf der Eisenbahn nach Petersburg zurückkehren, um auch den Landweg kennen zu lernen.

Das Programm wurde Punkt für Punkt befolgt. Um eilf Uhr waren wir am Landungsplatz zu Peterhof.

Hier stehen den Reisenden Droschken zur Verfügung. Personen von meinem Körperbau nehmen gewöhnlich eine für

sich allein; wer schlank ist, kann zu Zweien darin Platz finden. Damen mit Crinolinen können von den russischen Droschken keinen Gebrauch machen.

Wir fuhren zu dem besten Gasthause, welches den »Simson« auf seinem Schilde führt. Dieses Gasthausschild zeigt im verjüngten Maßstabe die berühmte Simsonsäule, die sich aus dem großen Teiche im Schloßgarten erhebt. Der hebräische Herkules ist in dem Moment dargestellt, wo er dem Philisterlöwen die Kinnladen auseinanderbricht.

Von einem berühmten Gasthause in der Umgegend von Petersburg kann man sich anderswo keinen Begriff machen. Die Russen rühmen sich einer nationalen Küche und gewisser Speisen, welche die übrigen Völker nie von ihnen entlehnen werden, weil die dazu gehörenden Producte nur in gewissen Theilen des großen russischen Reiches zu finden sind.

Zu diesen Speisen gehört zum Beispiel die Sterletsuppe. Der Sterlet wird nur in der Oka und Wolga gefangen. Die aus diesem Fisch bereitete Suppe ist ein Leibgericht der Russen.

Wir wollen eine wichtige Angelegenheit zur Sprache bringen und auf die Gefahr hin, uns viele Unterthanen Sr. Majestät Alexanders II. zu Feinden zu machen, unsere gastronomische Meinung über die Sterletsuppe aufrichtig sagen. Und wenn man mich nicht wieder nach Petersburg hineinließe, würde ich doch erklären, daß das größte oder vielmehr einzige Verdienst der Sterletsuppe nach meinem Geschmack darin besteht, daß sie im Sommer fünfzig bis sechzig, im Winter aber drei- bis vierhundert Francs kostet. Dieser fabelhafte Preis der gepriesenen Suppe, der wir eine einfache Fleischbrühe vorziehen, kommt daher, daß der Sterlet nur in dem

Wasser der Oka und Wolga leben kann und folglich in diesem Wasser nach Petersburg gebracht werden muß, denn der Sterlet muß lebendig ankommen, sonst hat er keinen Werth mehr.

Im Sommer ist es ziemlich leicht: das Wasser kann, vorausgesetzt, daß es nicht der Sonne ausgesetzt wird, in gehöriger Temperatur erhalten und überdies durch Wasser des gleichen Flusses aus Kühlgefäßen erfrischt werden. Aber im Winter bei dreißig Grad Kälte, wenn der Fisch einen Weg von sieben- bis achthundert Werst zurücklegen muß, um aus dem heimatlichen Strome lebendig in die Petersburger Küche zu kommen, ist es viel schwieriger. Man muß mittelst eines geschickt angebrachten Ofens nicht nur dem Gefrieren des Wassers vorbeugen, sondern dasselbe in seiner gewöhnlichen mittlern Temperatur von acht bis zehn Grad Wärme erhalten. Vormals, als es noch keine Eisenbahnen gab, hatten die reichen Russen, welche für Sterletsuppe schwärmten, einige Packwagen mit Oefen und Fischkasten, um ihre Lieblinge aus der Wolga und Oka nach Petersburg bringen zu lassen. Denn es ist Sitte, daß der Herr vom Hause seinen Gästen den Fisch eine Viertelstunde bevor sie ihn in der Suppe essen, lebendig und im Wasser schwimmend zeigt.

So war's bekanntlich auch bei den Römern· die Fische wurden von Ostia nach Rom mittelst einer Sclavenpost gebracht, und der erste Genuß der wahren Feinschmecker war, das Verblassen der prächtigen Schuppen der sterbenden Goldfische und Meerbarben zu sehen.

Der Sterlet hat keineswegs die glänzenden Schuppen des Goldfisches und der Meerbarbe, er ist mit der runzeligen Haut der Haifische bedeckt. Ich habe vor den Russen die Be-

hauptung ausgesprochen und bin bereit dieselbe zu vertreten, daß der Sterlet nichts Anderes ist, als ein junger Stör (Acipenser Ruthenus).

Wir theilen keineswegs die an Fanatismus grenzende Vorliebe der Russen für den Sterlet, den nach ihrer Behauptung Herr Scribe in der Oper »die Stumme von Portici« mit dem »König der Meere« gemeint haben soll. Der Sterlet hat ein fades, fettes Fleisch. Die Sterlet-Sauce ist noch nicht erfunden, wird aber gewiß einst von einem französischen Koch erfunden werden.

Der Leser darf übrigens aus der Erörterung dieser gastronomischen Frage, welche nur die Einleitung zu gründlicheren Studien über die russische Küche ist, nicht den Schluß ziehen, daß wir so vermessen gewesen wären, im Gasthause zum »Simson« eine Sterletsuppe zu bestellen: wir hüteten uns wohl, und begnügten uns mit einem einfachen »Tschi«.

Tschi — wahrscheinlich ein ursprünglich chinesisches Wort — ist eine einfache Krautsuppe, weit schlechter als der ärmste französische Landwirth seinen Arbeitern Mittags aufs Feld schickt. Man trägt sie mit dem Rind- oder Hammelfleisch auf, mit welchem sie gekocht ist und welches an Kraft und Wohlgeschmack sehr verloren hat. Das Fleisch ist in Rußland gewöhnlich zäh, faserig, kaum genießbar. Ich habe übrigens diese russische Nationalsuppe, welche die hauptsächlichste und fast einzige Nahrung des Bauers und Soldaten ist, gründlich studirt und glaube sie zu der Vollkommenheit, deren sie fähig ist, geführt zu haben.

Wir bestellten also Tschi, Beefsteak, ein gebratenes Huhn und Salat. Der liebe Gott hatte Alles sehr wohl gemacht, aber leider hatte der Mensch Alles verdorben.

Jeder Braten wird im Ofen gemacht, so daß es in Rußland eigentlich keinen Braten gibt. Brillat-Savarin, der in der Gastronomie Grundsätze aufgestellt hat, welche denen Larochefoucault's in der Moral die Wage halten, sagt unter Anderem: »Man erlernt das Kochen, aber die Kunst des Bratens ist angeboren.« Der »Brater« wird also mit dem Poeten auf gleiche Stufe gestellt, was unseres Erachtens einigermaßen demüthigend für den Brater ist. In Rußland scheint Niemand zum Brater geboren zu seyn; das Braten wird nicht als Kunst geübt; man hat die Oefen gezwungen, Braten zu machen, wie man die Natur gezwungen hat, Porträts zu machen. Es versteht sich, daß sich der Ofen und die Natur dafür rächen: die Photographien sind häßlich, die im Ofen gemachten Braten ungenießbar.

Wir beklagten uns über jede Speise, die aufgetragen wurde, und Gregorowitsch, der nur die russische Küche kennt, theilte dem uns bedienenden Kellner unsere Beschwerden mit.

Während dieser bei der Suppe beginnenden und beim Dessert endenden Reihe von Beschwerden hatten wir Gelegenheit, die Freundlichkeit und Sanftmuth eines russischen Gesprächs zu merken. Die russische Sprache hat keine auf- und absteigende Tonleiter; wenn man nicht Bratz (Bruder) ist, so ist man Durak (Lümmel); wenn man nicht Galobschik (Täubchen) ist, so ist man Sukinsin. Die Uebersetzung dieses letzten Wortes überlasse ich einem Andern.

Gregorowitsch sagte dem Kellner ungemein viel Schönes, und diese süßen Worte, mit den Vorwürfen über die schlechten Speisen vermischt, bildeten sehr belustigende Gegensätze. Er nannte ihn »Täubchen«, »Brüderchen«, »liebe Seele«; eine vorbeigehende schmutzige Weibsperson nannte er seine »Theu-

erste«, und einen ans Fenster tretenden alten Bettler nannte er, »Onkelchen« und schenkte ihm zwei Kopeken.

Uebrigens findet der sanfte, schüchterne Charakter der Untergebenen in der Umgangssprache einen sehr treffenden Ausdruck. Das Volk nennt den Kaiser Batuska (Vater), die Kaiserin Matuska (Mutter). Eine alte Frau, welche von Gregorowitsch unterwegs angeredet wurde, nannte er »Tante«.

Wenn der Vorgesetzte der Dienste seines Untergebenen bedarf, so schmeichelt er ihm mit Worten, um ihm später durch die That zu zeigen, daß er sein Herr ist. Der General Krulow pflegte seine Soldaten, wenn er ins Gefecht commandirte, seine »Wohlthäter« (Blagadeteli) zu nennen.

Im Hospital zu Simpheropol lag ein Russe neben einem Franzosen; der Eine war am Arm, der Andere am Bein verwundet. Die beiden Verwundeten waren die besten Freunde geworden; der Russe lernte von seinem Bettnachbar französisch, der Franzose lernte russisch. Jeden Morgen sagte der Russe in französischen Sprache: »Bon jour, mon ami Michel.« Und der Franzose antwortete ihm mit derselben Zärtlichkeit: »Strastwu moi drook Iwan.« (Guten Morgen, mein lieber Iwan.) Als sie geheilt waren und sich trennen mußten, weinten sie bittere Thränen, man mußte sie mit Gewalt von einander losreißen.

Die russische Sprache ist freilich nicht minder reich an Schimpfwörtern als an Schmeichelwörtern, und in keiner andern Sprache kann man den Menschen so leicht bis tief unter den Hund herabsetzen. Die Erziehung macht dabei gar keinen Unterschied: der gebildetste Mann, der eleganteste Cavalier bedient sich nicht selten der gemeinsten Ausdrücke mit derselben

Gelassenheit, wie man bei uns sagt: Ihr gehorsamster Diener.

Ich war sehr geneigt, den Gastwirth mit allen russischen und sogar französischen Schimpfwörtern zu beehren, als uns die Rechnung zu beweisen suchte, daß wir gespeist hätten, während unser Magen die lautesten Gegenvorstellungen machte. Wir begaben uns daher nur aus Neugierde und keineswegs zur Beförderung der Verdauung zu Fuß in den Park von Peterhof.

Peterhof ist halb englischer halb französischer Garten, halb Windsor halb Versailles. Man findet hier die schönen schattigen Baumgruppen von Windsor, die viereckigen Teiche, Statuen und sogar die Karpfen von Versailles. Diese Karpfen, von denen einige aus der Zeit der Kaiserin Katharina stammen sollen, zeigen ihre Mäuler bei dem Klange einer Glocke, die ein Invalide läutet. Die bemoosten Häupter thun das natürlich umsonst: eine hier in Permanenz befindliche Kuchenverkäuferin erklärte den Fremden, in welcher Absicht ihnen die Karpfen diese Huldigung darbringen.

Dies war für uns nichts Neues. Fontainebleau hat noch Karpfen, die von Franz I. gefüttert wurden.

Peterhof hat sogar sein Marly. Das große Unglück für Petersburg ist die Nachahmung: die Häuser sind eine Nachahmung von Berlin; die Gärten sind eine Nachahmung von Versailles, Fontainebleau und Rambouillet; die Newa ist eine Nachahmung der Themse; der Eisgang ist freilich eine Eigenthümlichkeit, welche die nordische Metropole vor der britischen voraus hat.

Petersburg ist übrigens nicht Rußland: es ist, wie

Puschkin und vielleicht schon Peter I. gesagt, ein offenes Fenster, an welchem man die Aussicht auf Europa hat.

Unter den Statuen nennen wir nur eine — nicht wegen ihres Werthes, sondern wegen ihrer Originalität. Es ist eine kauernde Najade, die auf der Schulter eine Urne hält, aus welcher das Wasser läuft. Von vorne betrachtet, macht die Figur einen recht hübschen Effect; sieht man sie aber auf dem Rücken an, so drängt sich eine Vermuthung auf, welche dem Schamgefühl der Nymphe eben keine Ehre macht. Die Schloßverwaltung hat sich der Nymphe angenommen und das aus der Urne laufende Wasser abgesperrt.

Peterhof hat seine Wasserkünste, welche, wie die zu Versailles, an hohen Festtagen spielen. Der Simsonsteich und der Wasserfall mit den Gladiatoren sind schöne Nachbildungen des Neptunteiches und der Cascaden von St. Cloud.

Wir bedauerten, daß wir an einem Wochentage gekommen waren und uns daher nicht an den Wasserkünsten weiden konnten. Gregorowitsch wandte sich nun an den Brunnenmeister, und für einen halben Rubel genossen wir ein Schauspiel, welches, wie die Sage behauptet, in Versailles jedesmal fünfundzwanzig bis dreißigtausend Francs kostet.

Der Kaiser Nicolaus machte sich zuweilen das Vergnügen, die springenden Cascaden von seinen Pagen und Cadetten im Sturmschritt erklimmen zu lassen.

Einen Baum, an welchem jedes Blatt ein Wasserstrahl ist, beehrten wir mit einem besondern Besuch. Für zehn Kopeken bot uns der Baum das Schauspiel, welches uns die Najade verweigert hatte.

Wir stiegen sodann einen ziemlich steilen Abhang hinan, um das Schloß zu erreichen. Es ist ein sehr großes, weiß und

gelb angestrichenes Gebäude mit grünen Dächern. Wir gingen unter einer Thorwölbung hindurch und traten in den obern Garten. Die Hauptzierde desselben ist ein sehr großer Teich. Die größte Merkwürdigkeit ein Neptun, der die Haltung eines französischen Tambourmajor hat, statt des Stockes aber natürlich den Dreizack hält.

Wir hatten Peterhof gesehen, es blieben nun noch die »Inseln« zu beseitigen.

Wir nahmen Droschken und ein höchst angenehmer, schattiger Weg führte uns zu der ersten und interessantesten Insel der Kaiserin-Mutter.

Die Monarchin hat hier genau nach dem Muster der Villa, welche sie einst in Sicilien bewohnt, ein reizendes Landhaus bauen lassen. Dieses ist der sicilischen Villa der Fürstin Butera sorgfältig nachgebildet; Alles findet sich hier wieder, sogar ein großer Epheu, den man im Winter erwärmen muß, wie die Störe, um ihn gegen Frost zu schützen.

Der Hof, den man zuerst betritt, ist außerordentlich hübsch; man glaubt das Atrium in dem Hause eines Poeten in Pompeji zu betreten.

Von der Zaritzin-Insel begaben wir uns zur Insel der Großfürstin Marie. Das Meisterstück unter den hier befindlichen Kunstwerken soll, nach der Versicherung des Aufsehers, eine schlummernde Venus seyn, welche unter einer Art Glocke in der Form eines Trauergerüstes aufbewahrt wird; man hebt die Glocke auf und sieht die Venus.

Wie alle verborgenen, verheißenen und erwarteten Wunder, bringt das immerhin beachtenswerthe Kunstwerk Baruzzi's eine Enttäuschung. Nein, eher kann man den »Angler« von Stawasser für ein vollendetes Meisterwerk halten. Ein

aus Bronze gegossener fünfzehnjähriger Knabe steht bis an die Knie im Wasser und angelt. Ein Fisch hat angebissen. Man sieht natürlich weder den Fisch noch den Angelhaken, aber man erräth es an dem halb geöffneten Munde, an der erwartungsvollen Haltung, an dem straffen Arm des Anglers.

Wir setzten uns wieder in die Droschken, machten vollends die Runde um die Inseln und fuhren dann zum Belvedere.

Das Belvedere ist die letzte Schöpfung des Kaisers Nicolaus. Mit seiner gewaltigen Hand knetete er Bronze und Granit, wie ein Anderer Gyps und Tonerde knetet; leider gibt der Styl, in welchem alles dies gearbeitet ist, einen größeren Begriff von der Macht, als von dem Geschmack.

Von dem auf einem Hügel unweit des Dorfes Baby-Gony stehenden Belvedere hat man eine unermeßliche Aussicht. Hier pflegte der Kaiser Nicolaus im einfachen Soldatenrock mit der Kaiserin und den Großfürstinnen Thee zu trinken und das weite Rundgemälde zu bewundern.

Ebenfalls eine Nachahmung von Trianon.

Hier sah die kaiserliche Familie links das alte finnische Fischerdorf Peterhof; näher zum Belvedere das Lager der Sapeurs; rechts, in einer Entfernung von zehn Stunden, die von Brulow, dem Bruder des Malers, errichtete Sternwarte von Pulkowa. Gerade vor sich, zwischen dem alten Peterhof und Pulkowa, sahen sie am äußersten Horizont die bläulichen, scheinbar mit dem Lineal gezogenen Umrisse Finnlands. Auf der entgegengesetzten Seite glänzen die Kuppeln von Petersburg; weiter links breitet sich der große englische Park aus, und ganz in der Nähe sieht man das neue Peterhof und ein Feld voll Ruinen, welche der König Otto hierhergeschickt hat. Die

armen aus Attika verbannten Ruinen scheinen hier eben so verlassen wie einst Ovid an der Küste des schwarzen Meeres.

Wir stiegen wieder in die Droschke und fuhren zur Terrasse von Monplaisir.

Wieder ein französischer Name!

Diese Terrasse bietet die Aussicht auf den Meeresbusen; sie ist ganz mit Marmor gepflastert und von herrlichen Bäumen beschattet. Zwischen dem Wasser, welches sich bis an den Fuß der Terrasse erstreckt, und in dem dichten Laubdach sieht man Kronstadt mit seinen Festungsmauern und seinem Walde von Masten. Hierher kommen die eleganten Damen von Peterhof, um in den warmen Sommerabenden und in den hellen Juninächten die frische, kühle Luft zu genießen.

Es ist auch die Lieblingsterrasse der jungen Großfürsten, welche von hier Steine ins Meer werfen. Zu diesem Zwecke sind hier die zierlichsten, schön gerundeten oder platten Kieselsteine aufgehäuft.

Die Aussicht ist so reizend, daß Moynet eine Zeichnung davon entwarf und dadurch die Gesellschaft eine halbe Stunde aufhielt.

Als die Zeichnung fertig war, bestiegen wir wieder unsere Droschken; Gregorowitsch gab den Iwoschniki die nöthigen topographischen Weisungen, und wir fuhren ab, um mit einem der ausgezeichnetsten Journalisten Rußlands Bekanntschaft zu machen.

X.

Der Journalismus ist in Rußland natürlich noch in seiner Kindheit, denn die Censur hat bis jetzt jede aus der Erde kommende Saat vertilgt. Unter den in Petersburg erscheinenden Zeitungen sind nur vier einer besondern Erwähnung werth. In erster Reihe steht der »Sovremennik« (Zeitgenosse), der unter der Leitung der Herren Panajew und Nikrassow steht. Panajew ist, wie gesagt, einer der ersten Journalisten Rußlands; Nikrassow gehört zu den besten russischen Dichtern der Gegenwart.

Der »Zeitgenosse« ist eine von Puschkin nach dem Muster der »Revue des Deux Mondes« gegründete Monatschrift mit freisinniger Tendenz. Diese Zeitschrift steht unter dem gebildeten Publicum im besten Rufe und ist bei ihrer bedeutenden Verbreitung (sie zählt gegen viertausend Abonnenten) im Stande, ihre Mitarbeiter anständig zu honoriren.

Die ursprünglich von Swinjin gegründeten »Otétschestnennyja Sapiski« (Vaterländische Denkwürdigkeiten) stehen unter der geschickten Leitung Krajewski's. Diese Zeitschrift hat keine politische Farbe; der Redacteur weiß seine Mitarbeiter gut zu wählen und sieht seine Bestrebungen durch allgemeine Achtung und befriedigenden pecuniären Erfolg belohnt. Die »Vaterländischen Denkwürdigkeiten« haben einige hundert Abonnenten weniger als der »Zeitgenosse«.

Die »Biblioteka dlja Tschtenija« (Lesebibliothek) erfreute sich einer ungemeinen Verbreitung, so lange sie unter der Leitung des Professor Senkowski stand, denn dieser witzige Mann kannte die geistigen Bedürfnisse der Zeit und bot den Lesern leichte und solide Kost; zum Unglück aber machte das immer verständiger werdende Publicum bald die Bemerkung, daß dieser vergoldete Prachteinband fast nur weißes Papier umschloß, und die Zeitschrift wird ohne Zweifel am Zehrfieber sterben. Sie hat übrigens ebenfalls eine freisinnige Tendenz.

Der »Syn Otétschetwa« (Sohn der Vaterlandes) ist ein altes Journal, welches eingegangen war und erst seit dem vorigen Jahre wieder ins Leben getreten ist. Es erscheint in Lieferungen von anderthalb bis zwei Bogen; es wird sehr gut redigirt und findet große Verbreitung.

In Moskau erscheinen:

Der »Ruski Wjestnik« (Russische Bote), im Jahre 1858 von Katkow gegründet, fand gleich bei seinem Erscheinen eine in Rußland beispiellose Verbreitung, so daß schon vor dem Ende des ersten Halbjahres eine zweite Ausgabe gedruckt werden mußte. Dieses Journal hat bis jetzt acht- bis neuntausend Abonnenten und die beste Druckerei in Rußland. Freisinnige Tendenz.

Die »Betseda« (Conversation) ist das Organ der altrussischen Partei, welche die Einführung der westeuropäischen Gebräuche hindern und dem Auslande durchaus nichts verdanken will. Diese Zeitung hat keinen großen Leserkreis, enthält aber viele beachtenswerthe Artikel, zumal über die jetzigen Zeitfragen. Der Redacteur ist Herr Koschelew.

»Die »Semledescheskaja Gaseta« (Zeitung der Grund-

eigenthümer) beschäftigt sich in freisinniger Tendenz speciell mit der Emancipation der Bauern.

Von den übrigen Journalen wollen wir nicht mehr sagen, als was Augustus in der Tragödie von Corneille zu den Freunden des Cinna sagt, nachdem er den Maximus genannt hat; wir wollen an der Zurückhaltung des Imperators ein Beispiel nehmen.

Panajew und Nikrassow wohnen als wahre Herzensfreunde und gleichgesinnte Brüder zusammen: im Winter zu Petersburg, im Sommer in einem Landhause in der Nähe der Stadt. Dieses Jahr wohnten sie zwischen Peterhof und Oranienbaum, etwas unterhalb des Hügels, auf welchem sich die deutsche Ansiedelung befindet.

Unsere Droschken wandten sich rechts, fuhren über eine kleine Brücke und hielten bald vor einem sehr hübschen, von herrlichen Bäumen beschatteten Häuschen. Auf dem Rasenplatz, der sich vor dem kleinen Landhause ausbreitet, saßen sieben Personen an einer wohlbesetzten Tafel.

Die Tischgesellschaft bestand aus Panajew, seiner Frau, Nikrassow und vier Hausfreunden. Alle sahen sich um, als sie unsere Droschken rollen hörten, und waren freudig überrascht, als sie Gregorowitsch erkannten.

Ich wurde gemeldet, und Panajew eilte mir mit offenen Armen entgegen.

Der erste Eindruck ist immer der tiefste und nachhaltigste; die Zuneigung oder Abneigung, welche man bei der ersten Begegnung fühlt, pflegt im Herzen zu bleiben. Panajew und ich fühlten uns sogleich zu einander hingezogen; wir umarmten uns wie alte Freunde — und wir wurden wirklich Freunde.

*

Nachher kam Frau Panajew. Ich küßte ihr die Hand, und nach der angenehmen russischen Sitte bot sie mir die Stirn zum Kuß.

Frau Panajew ist etwa dreißig Jahre alt, mit schönen, stark ausgeprägten Gesichtszügen. Sie ist die Verfasserin mehrerer Romane und Novellen, welche sie unter dem Namen Stanitzki herausgegeben hat.

Nikrassow, der in seinen Gefühlsäußerungen minder lebhaft ist, stand auf, verneigte sich und reichte mir die Hand. Er bat Panajew, ihn bei mir zu entschuldigen, da er nicht französisch spreche.

Die Uebrigen wurden mir einfach vorgestellt.

Ich hatte viel von Nikrassow gehört, man hatte mir ihn als einen großen Dichter geschildert, der die Bedürfnisse seiner Zeit verstehe.

Ich sah ihn aufmerksam an. Er ist ein Mann von achtunddreißig bis vierzig Jahren; sein Gesicht ist blaß und sehr ernst; er meidet den Umgang mit Menschen und spottet gern über ihre Thorheiten. Er ist ein leidenschaftlicher Jäger, vielleicht weil ihm die Jagd ein Mittel bietet, allein zu seyn. Nächst Panajew und Gregorowitsch hat er seine Flinte und seine Hunde am liebsten.

Die Ausgabe seiner neuesten Gedichte ist vergriffen, und da die Censur den Wiederabdruck verboten hat, so ist das Buch sehr theuer geworden.

Wir übernachteten bei Panajew, und am andern Morgen begaben wir uns nach Oranienbaum.

XI.

Als ich in den Hof des Schlosses Oranienbaum trat, fiel mir der mittlere Pavillon auf. Ich bemerkte an demselben eine Fürstenkrone. aber es war leicht zu sehen, daß es keine Königskrone war.

Ich befragte meinen Begleiter, der aber in der Heraldik nicht sehr bewandert ist; er behauptete, es sey die alte Krone der Zaren.

Der Schloßverwalter, der dazukam, machte jedem Zweifel ein Ende: er sagte, es sey die Krone des Fürsten Alexander Menschikow, dem das Schloß gehört hatte. Als der mächtige Günstling in Ungnade fiel, wurden seine Güter confiscirt und fielen der Zarin zu, welche sie ihren Nachkommen als Patrimonialgüter vermachte.

Diese Krone war die des Herzogthums Kosel in Schlesien, welches er von Kaiser Carl VI. bei seiner Ernennung zum Reichsfürsten zum Geschenk bekommen hatte.

Wir haben Menschikow auf seiner Laufbahn begleitet. Er hatte seine Gunst benutzt, um sowohl in Rußland, wo er Knees *), erster Senator, Feldmarschall und Ritter des An-

*) Knees, oder Knjäs, ist ein russischer Reichsfürst. Viele Knjäsenfamilien stammen in gerader Linie von Rurik ab, anderen ist diese Würde vom Kaiser verliehen worden. Zu den letzteren gehören die Fürsten Menschikow.

dreasordens war, als auch im Auslande viele Besitzungen anzukaufen. Er besaß eine so große Menge Güter und Herrschaften, daß man im Volke sagte, er könne von Riga nach Derbend reisen, und jede Nacht auf einer seiner Besitzungen schlafen. Diese ausgedehnten Domainen waren von mehr als 150,000 Bauernfamilien bewohnt, die ganze Bevölkerung mag sich daher auf eine halbe Million Seelen belaufen haben.

Zu diesem ungeheuren Grundbesitz kam noch für mehr als drei Millionen Rubel sowohl an Gold- und Silberzeug, als an Geschmeiden, die er von seinen Günstlingen zum Geschenk erhalten hatte.

Der Zar Peter I., dem diese unerhörten Erpressungen bekannt wurden, hätte ihn vielleicht verbannt oder gar noch härter bestraft, wenn er nicht plötzlich gestorben wäre. Menschikow blieb also im Besitz seiner Würden und seines Vermögens, wenn auch nicht seiner Macht. Aber als Feldmarschall hatte er die Truppen in seiner Gewalt. Mit fünfhundert Mann umzingelte er den Senatspalast, trat in den Sitzungssaal, nahm den ihm von Rechtswegen gebührenden Platz ein, und erzwang die Thronfolge zu Gunsten Katharinens, seiner vormaligen Geliebten denn er hoffte in ihrem Namen zu regieren und an ihrer Stelle zu herrschen.

Er fand jedoch Widerstand. Der Großkanzler und die anderen Senatoren waren keineswegs der Meinung Menschikow's: sie wollten die Erbfolge zu Gunsten Peters II., des Enkels des verstorbenen Zaren, aufrecht halten. Die Senatoren machten den Vorschlag, das Volk in Rath zu nehmen, und die Fenster des Sitzungssaales zu öffnen, um sich mit demselben ins Einvernehmen zu setzen; aber Menschikow ant-

wortete, es sey nicht warm genug, um die Fenster zu öffnen, und auf seinen Wink erschien ein Offizier mit nicht mehr als zwanzig Soldaten; in den Gängen aber war eine ganze bewaffnete Schaar zu sehen.

Katharina wurde als Kaiserin ausgerufen. Aber bald wurde ihr die Bevormundung Menschikow's zur Last, und sie gab ihr Mißfallen darüber zu erkennen. Seitdem schien Menschikow den baldigen Tod Katharinens vorauszusehen, denn er dachte an die Wahl eines Nachfolgers. Er versprach dem Großfürsten von Moskowien den Thron unter der Bedingung, daß er seine Tochter zur Gemalin nehme. Der Großfürst versprach es mit dem Vorbehalt, später zu thun, was ihm belieben würde.

Menschikow's »Vermuthungen« gingen in Erfüllung. Katharina erkrankte. Menschikow war beständig bei ihr, und die erlauchte Kranke nahm Alles aus seiner Hand. Nach einer sehr verbreiteten, wenn auch nicht verbürgten Sage trug sich Folgendes zu: Eines Tages, als der Arzt einen Trank verordnet hatte, nahm Menschikow der Ehrendame, einer Italienerin, Namens Ganna, die Tasse aus der Hand. Katharina fand den Geschmack des Trankes so schlecht, daß sie die Tasse nur zu drei Viertheilen leerte und dann ihrer Ehrendame reichte. Diese konnte nicht begreifen, woher der widerliche Geschmack eines von ihr selbst bereiteten Trankes komme, leerte die Tasse vollends und fand wirklich den unangenehmen Beigeschmack, über den sich die Kaiserin beklagt hatte.

Die Kaiserin starb; die Ehrendame wurde sehr krank, aber durch ein Gegengift gerettet, welches ihr Mann, ein Chemiker, ihr eingab.

Menschikow wurde nun unumschränkter Gebieter; er

verlobte seine Tochter mit dem jungen Zaren und bewachte denselben, nicht wie einen Monarchen, den man achtet, nicht wie einen Schwiegersohn, den man liebt, sondern wie einen Gefangenen, dessen Flucht man fürchtet.

Peter II. entkam aber doch. Die beiden jungen Fürsten Dolgoruki waren seine Spielcameraden gewesen. Als der junge Zar einst in Begleitung seines unvermeidlichen Vormunds eine Reise machte und in Peterhof ankam, machte ihm der Fürst Iwan Dolgoruki auf Zureden des Ministers Ostermann den Vorschlag, nach Einbruch der Nacht aus dem Fenster zu springen. Die Flucht war leicht, denn es waren nur an der Thür Schildwachen aufgestellt. Der junge Zar, der die Tochter Menschikow's nicht liebte und der Bevormundung längst überdrüssig war, nahm den Vorschlag an und ergriff mit seinem kühnen Genossen die Flucht. In Begleitung vieler Edelleute und Offiziere, welche ihn unterwegs erwarteten, erreichte er glücklich das Haus des Kanzlers Golownin, wo der Senat versammelt war, und von da ging's im Triumph zurück nach Petersburg.

Menschikow sah ein, daß er verloren war, als er die Flucht des jungen Prinzen erfuhr; aber er entschloß sich doch, nicht nachzulassen und Alles aufs Spiel zu setzen. Er folgte dem jungen Zaren; aber als er nach Petersburg kam, fand er alle Wachen abgelöst und die Garnison unter den Waffen. Statt sich daher in den kaiserlichen Palast zu begeben, fuhr er nach Hause, um zu überlegen was zu thun sey.

Eine Grenadiercompagnie, welche das Haus umstellt hatte, verhaftete ihn. Er verlangte den Zaren zu sprechen; erhielt aber als Antwort den Befehl, sich mit seiner ganzen

Familie nach seiner zwischen Kasan und Wiatka gelegenen Besitzung Renneburg zu begeben.

Menschikow konnte wohl Schlimmeres erwarten. Renneburg war ein prächtiges Schloß, welches er hatte befestigen lassen und in welchem er zu leben gedachte, wie die alten Knjäsen, mit denen die kaiserliche Gunst den Bauerssohn gleichgestellt hatte. Es ward ihm gestattet, so viel Dienerschaft mitzunehmen, wie ihm beliebe, auch sein Geld und seine Kostbarkeiten ließ man ihm. Ueberdies wurde er — was bei den in Ungnade Gefallenen selten geschieht — mit großer Artigkeit behandelt. Er war also noch nicht so tief gesunken, daß er sich nicht hätte wieder emporarbeiten können.

Er sollte Petersburg binnen vierundzwanzig Stunden verlassen. Er reiste um zehn Uhr Morgens in seinen prächtigsten Kutschen ab, und sein Gefolge war so zahlreich, daß seine Abreise nicht dem bescheidenen Rückzuge eines Gefangenen, sondern dem prunkvollen Abzuge eines Gesandten ähnlich war. Als er durch die Straßen von Petersburg fuhr, grüßte er rechts und links, wie ein Monarch, der die Huldigungen seiner Unterthanen empfängt, und redete ganz unbefangen und freundlich ihm viele bekannte Personen an. Manche entfernten sich, ohne ihm zu antworten, als ob er die Pest gehabt hätte; Andere, die nicht so zaghaft waren, wechselten einige Worte mit ihm, um ihn zu beklagen oder zu trösten. Er war noch nicht tief genug gesunken, um verhöhnt zu werden.

Doch der Hohn sollte nicht lange ausbleiben. Zwei Stunden von Petersburg fand er die Straße, auf welcher nach ihm so viele Unglückliche nach Sibirien gewandert sind, durch eine Truppenabtheilung versperrt. Der commandirende

Offizier forderte ihm im Namen des Zaren die Großkreuze des Andreas-, Alexander Newski-, Elephanten-, weißen und schwarzen Adlerordens ab.

Menschikow händigte ihm die Ordensinsignien ein; er hatte sie in eine Schatulle gepackt, um sie auf die erste Aufforderung abzuliefern.

Dann mußte er mit Frau und Kindern aus seinem Reisewagen steigen und sich in Telegen setzen, die man in Bereitschaft hielt, um sie nach Renneburg zu bringen.

»Thun Sie Ihre Pflicht,« sagte er zu dem Offizier; »ich bin auf Alles gefaßt. Je mehr Reichthum Sie mir nehmen, desto weniger Sorgen lassen Sie mir.«

Er stieg also aus seiner Kutsche und setzte sich in seine Telege, in der Meinung, seine Frau und seine Kinder würden bei ihm Platz nehmen. Aber man wies ihnen andere Fuhrwerke an. Es war ihm indeß der Trost geblieben, sich mit ihnen zu unterhalten, und er dankte Gott für diese Wohlthat.

So brachte man ihn nach Renneburg. Dort waren die seiner wartenden Prüfungen noch nicht zu Ende. Renneburg ist nur sechshundert Werste von Moskau entfernt. Menschikow war dem Zar noch zu nahe; er erhielt Befehl, sich nach Jakutsk in Sibirien zu begeben.

Er wandte sich zu seiner Frau und seinen Kindern; sie waren niedergeschlagen, aber sie lächelten ihn an.

»Ich bin bereit,« sagte er zu dem Abgesandten des Zaren.

»Machen Sie sich fertig,« war die Antwort.

Die verhängnißvolle Reise wurde noch denselben Tag

angetreten. Menschikow konnte acht Diener nach seiner Wahl mitnehmen.

Die Reise war mit großen Strapatzen verbunden. Die Fürstin Menschikow starb auf dem Wege zwischen Renneburg und Kasan.

Man brachte die Leiche nach Kasan. Die Hüter, welche dem Gefangenen nicht erlaubt hatten, mit seiner lebenden Frau in einem Wagen zu reisen, erlaubten ihm indeß, sich zu der Leiche zu setzen.

Während ihres Todeskampfes hatte Menschikow die Stelle des Priesters bei ihr versehen und sie ermahnt und getröstet, wie ein Diener der Religion gethan haben würde, und vielleicht mit mehr Ueberzeugung und Innigkeit. Denn die Leiden, die er zu lindern suchte, empfand und theilte er ja bis zu ihrem Tode; und als sie todt war, fiel die ganze Last derselben auf ihn.

Er reiste weiter, bis Tobolsk. Dort erwartete ihn das ganze Volk, welches auf seine Ankunft vorbereitet war.

Kaum war er aus dem Wagen gestiegen, so traten zwei Edelleute, die er selbst in der Zeit seiner Macht verbannt hatte, auf ihn zu und überhäuften ihn mit Schmähungen.

Aber er schüttelte traurig den Kopf und antwortete dem Einen:

»Räche Dich immerhin mit beleidigenden Worten an deinem Feinde, Du hast ja kein anderes Mittel, deinen Haß zu befriedigen; ich werde Dich ruhig anhören. Ich habe Dich meiner Politik geopfert, weil ich deinen Ehrgeiz und deine Verdienste kannte: Du standest meinen Entwürfen im Wege, ich machte Dich unschädlich — Du würdest es an meiner

Stelle eben so gemacht haben, wenn Du es für nothwendig gehalten hättest.«

Und zu dem Andern sagte er:

»Dich kenne ich gar nicht, ich habe nicht gewußt, daß Du auf der Liste der Geächteten gestanden: ich konnte Dich weder hassen noch fürchten. Du mußt in Folge geheimer Umtriebe hierhergekommen sein, oder man hat meinen Namen mißbraucht. Wenn deine Leiden durch Schmähungen gemildert werden können, so schimpfe nur fort, ich habe weder die Macht, noch den Willen, Dich daran zu hindern.«

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so eilte ein dritter Verbannter herbei. Von seiner Stirn rann der Schweiß, seine Augen sprühten Feuer, und während er die gröbsten Schmähungen ausstieß, raffte er mit beiden Händen Straßenkoth auf und warf ihn dem jungen Fürsten Menschikow und dessen Schwestern ins Gesicht.

Der junge Mann sah seinen Vater an, als ob er ihn um Erlaubniß bitten wollte, sich an dem Beleidiger zu rächen. Aber der Greis hielt seinen Sohn zurück und sagte zu dem ergrimmten Menschen:

»Deine That ist zugleich dumm und niederträchtig. Wenn Du Rache zu nehmen hast, so nimm sie an mir, und nicht an meinen unglücklichen Kindern. Ich bin vielleicht schuldig, sie aber sind gewiß schuldlos.«

Menschikow erhielt Erlaubniß, acht Tage in Tobolsk zu bleiben und außerdem eine Summe von fünfhundert Rubeln, über die er nach Belieben verfügen konnte. Er kaufte sich davon eine Axt und andere Werkzeuge zum Holzfällen und Ackern; auch Fischergeräthe schaffte er sich an und Getreide zur Aussaat, und endlich einen großen Vorrath von Pöckel-

fleisch und gedörrten Fischen für sich und seine Familie. Das übrige Geld vertheilte er unter die Armen.

Als der Tag zur Abreise von Tobolsk gekommen war, mußte er mit seinen drei Kindern einen offenen Karren besteigen, der bald von einem Pferde, bald von Hunden gezogen wurde. Statt seiner gewöhnlichen Kleider, die man ihm in Renneburg genommen hatte, trug er sammt seinen Kindern grobe Bauernkleidung.

Die Reise dauerte fünf Monate, mitten im Winter, bei einer Kälte von fünfunddreißig Graden. Täglich wurde dreimal Halt gemacht. Eines Tages trat ein von Kamtschatka kommender Offizier in dieselbe Hütte, in welcher Menschikow ausruhte. Dieser Offizier war drei Jahre zuvor, also noch unter der Regierung Peters I. dahingeschickt worden, um dem dänischen Schiffscapitän Behring Depeschen in Bezug auf dessen Entdeckungsreise zu überbringen. Er war Adjutant des Fürsten Menschikow gewesen, aber er hatte durchaus keine Kenntniß von dem Sturz seines vormaligen Generals.

Menschikow erkannte ihn und rief ihn beim Namen.

Der Offizier sah sich erstaunt um.

»Wie kommt es, daß Du meinen Namen weißt?« fragte er.

»Du kennst mich also nicht?« fragte dagegen der Verbannte.

»Nein; wer bist Du?«

»Erkennst Du denn Alexander nicht?«

»Was für einen Alexander?«

»Alexander Menschikow.«

»Wo ist er denn?«

»Vor deinen Augen.«

Der Offizier brach in ein lautes Gelächter aus.

»Du bist von Sinnen, Freund,« sagte er.

Menschikow nahm ihn bei der Hand, führte ihn an die Luke, durch welche das Tageslicht in die Stube fiel und stellte sich so, daß das Licht auf sein Gesicht fiel.

»Sieh mich an,« sagte er, »Du wirst gewiß die Gesichtszüge deines vormaligen Generals erkennen.«

»O! mein Fürst,« sagte der junge Offizier höchst betroffen, »was für ein erschütterndes Ereigniß hat Ew. Durchlaucht denn in diese traurige Lage versetzt?«

Menschikow lächelte wehmüthig.

»Laß die Titel Fürst und Durchlaucht nur weg,« erwiederte er; »ich bin als Bauer geboren und wieder ein Bauer geworden. Gott hatte mich erhoben, Gott hat mich gestürzt; sein Wille geschehe!«

Der Offizier mochte seinen Augen und Ohren nicht trauen; er sah sich in der Hütte um und bemerkte einen jungen Bauer, der in einem Winkel saß und alte zerrissene Stiefel mit Bindfaden ausbesserte. Er ging auf ihn zu, zeigte mit dem Finger auf Menschikow und fragte leise:

»Kennst Du den Mann?«

»Ja,« antwortete der Gefragte: »es ist Alexander Menschikow, mein Vater. Du scheinst uns in unserm Unglück auch nicht zu erkennen. Mich dünkt aber doch,« setzte er mit Bitterkeit hinzu, »daß Du unser Brot lange genug gegessen hast, um uns nicht zu vergessen.«

»Stille!« rief der Vater seinem Sohne verweisend zu. Dann wandte er sich wieder zu dem Offizier: »Bruder, verzeihe einem unglücklichen Knaben seine mürrische Laune. Der

junge Mensch ist wirklich mein Sohn. Als er noch ein Kind war, hast Du ihn oft auf dem Schooße geschaukelt. — Und dies sind meine Töchter,« setzte er hinzu und deutete auf zwei junge Bäuerinnen, die auf der Erde lagen und schwarzes Brot in eine mit Milch gefüllte hölzerne Schüssel tunkten. Die ältere war die Verlobte des Zaren Peter II.«

Und er erzählte ihm was seit drei Jahren in Rußland vorgegangen war.

Seine Kinder waren während der Erzählung auf dem Fußboden eingeschlafen. Menschikow sah die Mädchen eine kleine Weile traurig an.

»Meine Kinder,« sagte er, »sind die einzige Ursache meines Kummers, die einzige Quelle meiner Leiden. Ich bin reich gewesen und habe Alles verloren! Die Armuth hat für mich nichts Schreckliches, ich wünsche mir für mich gar nichts, nicht einmal mein Vermögen zurück, ja ich betrachte mein jetziges Elend als eine Sühne meiner Vergehen; aber was haben meine armen Kinder gethan, die ich an mein Verhängniß gefesselt habe? Mein Gott! warum müssen sie büßen, was ich verschuldet? Ich hoffe daher, daß sie ihr Vaterland wiedersehen, daß sie, durch diese bittere Erfahrung belehrt, mit dem ihnen beschiedenen Schicksal zufrieden seyn werden. — Jetzt müssen wir scheiden,« setzte er hinzu; »wir werden uns wahrscheinlich nie wiedersehen. Erzähle dem Zaren, wie Du mich gefunden; gib ihm in meinem Namen die Versicherung, daß ich seine strenge Gerechtigkeit nicht verwünsche, daß ich mich jetzt einer Gemüthsruhe erfreue, die ich in der Zeit meines Glückes nie geahnt habe.«

Der Offizier zweifelte noch, aber die Soldaten der Es-

corte bestätigten die Wahrheit aller von Menschikow erzählten Thatsachen, und er mußte endlich glauben.

Menschikow kam endlich an den Ort seiner Bestimmung. Er legte sogleich Hand ans Werk und baute mit Hilfe seiner acht Diener eine Isba, welche geräumiger und bequemer war als die gewöhnlichen Hütten der russischen Bauern; sie bestand aus einer Capelle und vier Zimmern. Das erste Zimmer bewohnte er mit seinem Sohne; das zweite wurde seinen Töchtern, das dritte der Dienerschaft angewiesen, das vierte als Proviantmagazin benutzt.

Seine ältere Tochter, die mit Peter II. verlobt gewesen war, bereitete die Speisen für die ganze Colonie; die jüngere, welche sich später mit dem Sohne des Herzogs von Curland vermälte, besserte die Kleider aus und besorgte die Wäsche. Der junge Menschikow jagte und fischte.

Ein Freund, dessen Namen die Verbannten nie erfuhren, schickte ihnen von Tobolsk einen Stier, vier trächtige Kühe und Geflügel aller Art. Außerdem legte Menschikow einen Garten an, der die Familie das ganze Jahr mit Gemüse versorgte.

Die Verbannten verrichteten täglich mit der Dienerschaft ihre Andacht in der Capelle.

Sechs Monate vergingen, und die Verbannten waren so zufrieden, wie es in ihrer traurigen Lage möglich war. Aber plötzlich brachen die Blattern in der Familie aus. Zuerst erkrankte die älteste Tochter. Der Vater blieb Tag und Nacht vor ihrem Lager; aber die sorgfältigste Pflege blieb erfolglos, es zeigte sich bald, daß das arme Mädchen nicht zu retten war. Menschikow, der die Stelle des Arztes vertreten hatte,

vertrat nun die Stelle des Priesters und spendete ihr die Tröstungen der Religion. Sie verschied ruhig und gefaßt in seinen Armen.

Menschikow hielt seine Tochter einige Minuten umschlungen; dann richtete er sich auf und sagte zu seinen andern Kindern: »Lernet durch das Beispiel dieser Dulderin christlich sterben!«

Dann wurden nach griechischem Ritus die Sterbelieder gesungen, und nach vierundzwanzig Stunden legte der alte Menschikow die Leiche in die Gruft, die er selbst in der Capelle gegraben hatte.

Aber kaum war die Familie wieder in ihrem ärmlichen Zimmer, als der Sohn und die jüngere Tochter Menschikow's ebenfalls an den Blattern erkrankten. Der Vater pflegte sie mit der gleichen Hingebung und mit besserem Erfolg, als bei der Unglücklichen, die er eben ins Grab gelegt hatte. Kaum waren sie außer Gefahr, so sank der Vater auf das Schmerzenslager, um nicht wieder aufzustehen.

Durch die vielen Nachtwachen erschöpft, vom Fieber verzehrt, fühlte er seine letzte Stunde nahen. Er rief seine beiden Kinder vor das Bett, und sagte zu ihnen mit der heitern Ruhe, die ihn seit dem Tage seiner Verbannung nicht verlassen hatte:

»Kinder, mein Ende ist nahe. Der Tod würde ein Trost für mich seyn, wenn ich dem höchsten Richter nur über meine in der Verbannung verlebten Tage Rechenschaft zu geben hätte; ich würde von der Welt und von Euch weit ruhiger scheiden, wenn ich in meinem früheren Leben, wie hier, nur Beispiele der Tugend gegeben hätte. Wenn Ihr ja wieder an

den Hof kommt, so denket nur an die Beispiele und Lehren, die ich Euch in der Verbannung gegeben. — Lebet wohl, meine Kräfte schwinden. — Tretet näher, um meinen Segen zu empfangen.«

Er wollte die Hände ausstrecken, als er seine Kinder vor dem Bett knien sah; aber er vermochte kein Wort mehr zu sprechen, der Kopf sank auf die Schulter — er war todt.

Der Offizier, welcher die Aufsicht über die Familie führte, behandelte nun die Ueberlebenden etwas rücksichtsvoller als bisher: er gab ihnen mehr Freiheit und erlaubte ihnen von Zeit zu Zeit den Gottesdienst in Jakutsk zu besuchen.

Die Prinzessin Menschikow kam einst vor einer armseligen sibirischen Hütte vorbei. Aus der Fensteröffnung schaute der Kopf eines alten Mannes. Die Prinzessin fürchtete sich vor dem graubärtigen Alten und machte einen Umweg, um nicht in seine Nähe zu kommen. Aber zu ihrem größten Schrecken rief er sie bei ihrem Tauf- und Familiennamen.

Da indeß der Ton, mit welchem er rief, gar nichts Abschreckendes hatte, so kam sie näher und sah den Mann aufmerksamer an. Sie erkannte ihn nicht und ging weiter.

Aber er rief noch einmal ihren Namen.

»Prinzessin,« sagte er, »warum fliehest Du? Muß man denn in diesem Lande und in unserer Lage alten Groll bewahren?«

»Wer bist Du?« fragte das junge Mädchen, »und warum sollte ich Dich hassen?«

»Erkennst Du mich denn nicht?« fragte der Bauer.

»Nein,« erwiederte sie.

»Ich bin der Fürst Dolgoruki, der erbitterte Feind deines Vaters.«

Die Prinzessin trat auf den alten Mann zu und sah ihn erstaunt an.

»Ja, Du bist's wirklich,« sagte sie; »seit wann und wegen welches Verbrechens gegen Gott und den Zaren bist Du denn hier?«

»Der Zar ist todt,« antwortete Dolgoruki; »er starb acht Tage nach seiner Verlobung mit meiner Tochter, die Du hier auf der Bank liegen siehst, so wie er mit deiner im Grabe liegenden Schwester verlobt war. Auf seinem Throne sitzt jetzt eine Frau, die wir aus Curland kommen ließen, weil wir unter ihrer Regierung glücklicher zu leben glaubten, als unter der Regierung ihrer Vorgänger. Wir haben uns getäuscht: nach der Laune ihres Günstlings Biron hat sie uns wegen eingebildeter Verbrechen in die Verbannung geschickt. Auf der ganzen Reise hat man uns wie gemeine Verbrecher behandelt; man hat uns darben, fast verhungern lassen. Meine Frau ist auf der Reise gestorben, und meine Tochter ist dem Tode nahe. Aber trotz dem Elende, in welchem ich mich befinde, hoffe ich die Frau. welche Rußland ihrem habgierigen Günstling preisgibt, auch noch hier in Sibirien zu sehen.«

Die Frau, welche der Verbannte meinte, war Anna Iwanowna, die Tochter jenes schwachköpfigen Iwan, der einige Zeit vor Peter I. regierte.

Die Prinzessin Menschikow entfernte sich; es wurde ihr unheimlich zu Muth, als sie die entsetzlichen Worte Dolgoruki's hörte.

Bei ihrer Ankunft zu Hause erzählte sie ihrem Bruder in Gegenwart des Offiziers den Vorfall.

*

Nichts konnte dem jungen Manne angenehmer seyn als eine solche Erzählung: er hatte nicht vergessen, daß Peter II. mit einem Sohne Dolgoruki's und auf den Rath des alten Fürsten von Peterhof entflohen war. Er wurde zornig, stieß die heftigsten Drohungen gegen den alten Mann aus und erklärte, er werde ihn bei der ersten sich darbietenden Gelegenheit behandeln, wie er es nach seiner Meinung verdiene.

Aber der Offizier machte ihm ernste Gegenvorstellungen.

»Vergessen Sie nicht,« sagte er zu ihm, »die milden, versöhnenden Gefühle, welches das Herz Ihres sterbenden Vaters erfüllten. Bedenken Sie, daß er Sie in seinen letzten Augenblicken ermahnte, alle empfangenen Beleidigungen zu vergessen. Sie haben ihm an seinem Sterbebett feierlich gelobt, seinen Feinden zu verzeihen; halten Sie Ihr Versprechen. Wenn Sie aber bei Ihrem Vorhaben beharren, so sehe ich mich genöthigt, Ihnen die wenige Freiheit, die ich Ihnen gegeben, wieder zu nehmen.«

Der junge Mann befolgte den guten Rath und brachte seine Drohung nicht in Ausführung.

Der Himmel schien ihn dafür belohnen zu wollen. Acht Tage nach dem Zusammentreffen seiner Schwester mit dem alten Dolgoruki kam ein Befehl der Kaiserin, welcher die beiden einzigen noch lebenden Mitglieder der Familie Menschikow wieder an den Hof berief.

Die beiden Geschwister begaben sich sogleich in die Kirche, um Gott zu danken. Sie mußten vor der Hütte Dolgoruki's vorbeigehen, aber sie machten einen Umweg, um eine Begegnung zu vermeiden.

Der alte Mann, der am Fenster war, rief sie an.

Die beiden Geschwister kamen näher.

»Kommt her,« sagte er; »man läßt Euch ja eine Freiheit, die mir versagt wird. Wir wollen einander trösten, denn im Uebrigen ist doch unser Schicksal gleich.«

Der junge Menschikow zögerte einen Augenblick; aber die traurige Lage seines Feindes rührte ihn.

»Ich gestehe,« erwiederte er, »daß ich sehr erbittert gegen Dich war; aber ich habe Mitleid mit deinem Elende. Ich verzeihe Dir, wie Dir mein Vater verziehen hat; denn dieser Verläugnung seiner Rachegefühle verdanken wir vielleicht die Begnadigung, die wir heute erhalten haben.«

»Worin besteht die Begnadigung?« fragte der alte Dolgoruki.

»Die Kaiserin ruft uns an den Hof zurück.«

»Ihr seyd also frei?«

»Ja, und um Dir wegen der Unterredung mit uns keine Strafe zuzuziehen, wollen wir uns entfernen.«

»Wann reiset Ihr ab?« fragte Dolgoruki.

»Morgen.«

»So lebet wohl,« sagte der Greis seufzend. »Gehet mit Gott und vergesset euren alten Groll; gedenket der Unglücklichen, die Ihr hier im Elende zurücklasset und nie wieder sehen werdet. O! ich übertreibe nicht, wenn ich von unserm Elende spreche. Wenn Ihr mir nicht glauben wollt, so sehet meinen Sohn an und meine Tochter und meine Schwiegertochter, die krank auf Bretern liegen und kaum die Kraft haben sich aufzurichten. Kommt, verweigert ihnen nicht den Trost des letzten Lebewohls!«

Die beiden Geschwister traten in die Hütte und sahen

wirklich ein herzzerreißendes Schauspiel. Zwei junge Frauen und ein junger Mann, keine Emporkömmlinge, wie sie, sondern die Nachkommen der alten russischen Herrscher, lagen todkrank theils auf hölzernen Pritschen, theils auf Stroh.

Menschikow und seine Schwester sahen einander lächelnd an; sie verstanden sich.

»Höret,« sagte der junge Mann, »ich kann Euch keine Fürsprache bei Hofe versprechen, denn ich weiß noch nicht, was für eine Stellung ich mit meiner Schwester dort einnehmen werde. Einstweilen können wir euer Elend mildern: wir haben ein bequemes, mit Lebensmitteln, Kühen und Geflügel versehenes Haus; unbekannte Freunde haben es uns geschickt. Nehmet es, wie wir es empfangen, als ein Geschenk der Vorsehung; nehmet es so freudig, wie wir es geben. Wir werden bei unserer Abreise aus Sibirien mit hohem Selbstgefühl sagen, daß wir für Leidensgefährten, die unglücklicher sind, als wir waren, etwas zu thun vermochten.

Dolgoruki faßte die Hände des jungen Mädchens und benetzte sie mit seinen Thränen. Die Kranken erhoben sich von ihrem Lager und segneten die beiden Geschwister.

»Wir reisen morgen ab,« setzte der junge Menschikow hinzu; »wir lassen Euch also nicht lange warten. Morgen Früh könnt Ihr das Haus beziehen.«

Und so geschah es. Am andern Morgen, bei Tagesanbruch, reiste Menschikow mit seiner Schwester nach Tobolsk ab, und der alte Dolgoruki zog mit Sohn, Tochter und Schwiegertochter in das bequemere Haus.

Die beiden Geschwister kamen glücklich in Petersburg an. Die Kaiserin Anna Iwanowna nahm sie sehr gut auf, er=

nannte die Prinzessin Menschikow zur Ehrendame und vermälte sie mit dem Sohne des Herzogs von Curland. Alexander erhielt den fünfzigsten Theil der Güter seines Vaters und alles im Auslande angelegte Geld zurück. Das Schloß Oranienbaum blieb als Eigenthum der Krone; von den früheren Eigenthümern blieb als Wahrzeichen nur die riesige Fürstenkrone auf dem mittleren Pavillon.

Die junge Prinzessin Menschikow, nachmalige Herzogin von Curland, bewahrte die sibirischen Bauernkleider, in denen sie nach Petersburg zurückgekehrt war, sorgfältig in einem Koffer auf und nahm sie jede Woche an dem Tage ihrer Rückkehr heraus, um sich durch die Erinnerung an ihre Verbannung vor Stolz und Uebermuth zu bewahren und der Launen des Glückes stets eingedenk zu bleiben.

XII.

So bot mir das Schloß Oranienbaum, wo ich nur eine historische Erinnerung, die Verhaftung Peters III., zu finden glaubte, eine zweite: den Sturz Menschikow's.

Die Zeugen wichtiger Ereignisse haben für mich ein außerordentliches Interesse, wenn's auch leblose, unempfindliche Zeugen sind. Denn für den geschichtsforschenden Dichter ist eigentlich nichts leblos und unempfindlich. Was er im Geiste sieht, spiegelt sich ab auf den Gegenständen, welche Zeugen welthistorischer Ereignisse waren, und zeigt ihm diese Gegenstände in einem eigenthümlichen Lichte. Er sucht die vielleicht gar nicht vorhandenen Spuren der Ereignisse. Ein von dem geschicktesten Maler entworfenes Bild würde ihm weniger sagen als jene ungreifbaren Schatten, die er in der Abenddämmerung schweben sieht. Diese Schatten werden in seinen Augen historische Gespenster, die alltäglich das große Ereigniß, dessen Spuren er sucht, von neuem vollbringen.

Oranienbaum war, wie gesagt, Zeuge eines noch furchtbareren, tieferen Sturzes, als der Sturz Menschikow's war. Hier wurde Peter III. auf Befehl seiner Gemalin Katharina verhaftet.

Wir sind an dem Orte, wo dieses selbst in Rußland ziemlich unbekannte Ereigniß stattfand. Wir wollen dasselbe daher mit einiger Ausführlichkeit erzählen.

Elisabeth, die zweite Tochter Peter des Großen, hatte im Alter von dreiunddreißig Jahren, die Wiege des kleinen Iwan Antonewitsch mit dem Fuße zurückstoßend, den Thron bestiegen. Die Kaiserin Elisabeth war eine große Epikuräerin; sie wollte frei bleiben und faßte den Entschluß, sich nicht zu vermälen. Da aber eine Regierung nur dann eine feste Grundlage hat, wenn man nicht nur den Souverain, sondern auch den Thronerben sieht, so ließ Elisabeth ihren Neffen, den Herzog von Holstein, kommen und ernannte ihn zu ihrem Nachfolger.

Der Herzog von Holstein, geboren am 21. Februar 1728, kam erst am 3. Februar 1742 in Petersburg an. Obgleich er erst vierzehn Jahre alt war, suchte ihm Elisabeth doch schon eine Gemalin. Ihre Wahl fiel auf die Prinzesin Sophie von Anhalt-Zerbst, deren Vater, der Gouverneur von Stettin, seine Tochter nur sehr ungern dem Erben eines Thrones gab, von welchem er noch sehr ungewiß war, wer ihn erben würde.

Wir sagen: Sophie von Anhalt-Herbst, denn die nachmalige »Semiramis des Nordens«, wie Voltaire sie nennt, nahm den so berühmt gewordenen Namen Katharina erst mit dem griechischen Glaubensbekenntniß an.

Sie war am 2. Mai 1729 zu Stettin geboren, und folglich noch jünger als ihr künftiger Gemal. Die Vermälung fand am 1. September 1745 statt. Der Thronfolger zählte siebzehn, seine junge Gemalin achtzehn Jahre. Der Prinz war schwach an Körper und Geist; er hatte eine platte Stirn, ein ausdruckloses Auge, eine etwas herabhängende Unterlippe. Seine Erziehung war in den Händen von Lohndienern vernachlässigt worden. Er hatte noch ein anderes Gebrechen, auf

welches wir, wie schwer es auch ist einen solchen Gegenstand zur Sprache zu bringen, zurückkommen müssen. Katharina hingegen war geistreich, von blühender, üppiger Schönheit, und mit einem königlichen Anstande verband sie einen festen, entschlossenen, kühnen Charakter; aber sie war auch anmuthig und liebenswürdig — kurz, sie besaß alle Eigenschaften, durch welche die Menschen nicht nur beherrscht, sondern auch dauernd gefesselt werden.

Die Vermälung wurde gefeiert, aber nicht vollzogen. Wer hinderte es? Das eben erwähnte Gebrechen. Die Folge davon war, daß der junge Großfürst in ein trauriges Verhältniß der Abhängigkeit von der geistvollen, willensstarken Katharina kam.

Inzwischen war die Absicht der Kaiserin Elisabeth, eine Dynastie zu gründen, vollständig vereitelt. Neun Jahre nach seiner Vermälung hatte der Erbe noch keinen Erben. Elisabeth war freilich selbst mit Kindern gesegnet, aber diese konnten schicklicherweise nicht zu Nachfolgern Peters III. ernannt werden.

Peter III., oder vielmehr der junge Großfürst, der nichts Besseres zu thun wußte, studirte das preußische Exercirreglement und ließ sogar seine Frau exerciren. Aber bekanntlich hatte der große Friedrich, der doch andere Leute sehr viel exerciren ließ, keine männlichen Leibeserben und mußte nach sechsundvierzigjähriger Regierung seinen Neffen zum Thronfolger ernennen. Das preußische Exerciren gibt also, wie gut es auch von Personen verschiedenen Geschlechts erlernt wird, keineswegs eine Beruhigung hinsichtlich der Nachkommenschaft. Es ist sogar sehr wahrscheinlich, daß ein leidenschaftlich exercirender Mann nicht zum Stammhalter geeignet ist.

Der ersehnte Leibeserbe wurde aber doch geboren. Am 1. October 1755 genas die Großfürstin Katharina eines Knäbleins, welches in der Taufe den Namen Paul Petrowitsch, d. i. Paul, »der Sohn Peters«, erhielt.

Ob Peter berechtigt war, sich für den Vater Pauls zu halten, lassen wir dahingestellt seyn. Gewiß ist, daß oft sehr stürmische Eifersuchtsscenen, zu denen insbesondere der junge, schöne, unternehmende Graf Soltikow Anlaß gab, zwischen dem Großfürsten und der Großfürstin stattfanden.

Der Sitte gemäß wurde die Nachricht von der glücklichen Entbindung der Großfürstin Katharina den übrigen Mächten angezeigt. Der Graf Soltikow erhielt den Auftrag, die Nachricht dem Könige von Schweden zu überbringen. Soltikow reiste ab, in der Meinung bald wieder zurückzukommen; aber auf der Heimreise brachte ihm ein Courier seine Ernennung zum Ministerpräsidenten in Hamburg und das Verbot, wieder in der Hauptstadt aller Reußen zu erscheinen.

Soltikow mußte gehorchen; er begab sich sofort nach Hamb..rg. Die Großfürstin bat, weinte, fluchte; aber sie hatte ja einen Erben und mehr verlangte man von ihr nicht; sie mußte sich wieder mit dem preußischen Exercirreglement begnügen.

Der Unmuth über ihre Verlassenheit und den ihr angethanen Zwang mochte wohl die Ursache ihres Hasses gegen den kleinen Großfürsten Paul seyn; vielleicht war auch die Häßlichkeit des Prinzen daran Schuld.

Während die Großfürstin Katharina die erzwungene Abwesenheit Soltikow's betrauerte, stellte ihr der englische Gesandte, Williams, einen jungen Polen, Namens Stanislans Poniatowski, vor. Dieser war Gesandtschaftssecretär. Sie

schien sich schnell zu trösten, denn schon am folgenden Tage hatte sie mit Poniatowski bei dem englischen Consul Wrongton ein Stelldichein, zu welchem sie sich in Mannskleidern begab.

Gleich darauf reiste Poniatowski nach Warschau, und um nach seiner Rückkehr nicht wie Sollikow behandelt zu werden, kam er als Gesandter Polens wieder nach Petersburg. In dieser Eigenschaft war er unverletzlich.

Der Großfürst Peter war seit früher Jugend Herzog von Holstein gewesen; aber da er das Blut Carls XII. und Peters I. in seinen Adern hatte, so sah er sich auf den schwedischen Thron berufen und hatte zugleich Anspruch auf die russische Thronfolge. Er entschied sich für Rußland, oder vielmehr die Kaiserin Elisabeth entschied für ihn. Aber er war wenig geeignet, den Thron Peter des Großen zu besteigen. War schon seine Erziehung ungenügend gewesen, so war die Berührung mit den frivolen Hofleuten noch weniger geeignet, einen thatkräftigen Regenten aus ihm zu machen. Durch Pedanterie und Soldatenspielerei machte er sich lächerlich, durch Bevorzugung seines holsteinischen Regiments bei den russischen Soldaten verhaßt.

Katharina ließ ihn machen was er wollte, es war ihr ganz recht, daß er so viele Albernheiten beging. Man hätte erwarten können, daß ein solcher Mann seiner Gemalin alle mögliche Freiheit lassen werde; dies war aber keineswegs der Fall, er war eifersüchtig. Poniatowski ging einst in eine Falle, welche ihm der Großfürst mit dem ganzen militärischen Genie, dessen er fähig war, gestellt hatte. Der polnische Gesandte machte seine Stellung geltend; aber Peter ließ ihn auf die Hauptwache bringen und setzte den damaligen Günstling der

Kaiserin Elisabeth von dem Abenteuer in Kenntniß. Aber während der Bote diesen Auftrag vollzog, begab sich die Großfürstin Katharina zu ihrem Gemal und verlangte gleiches Recht für beide Theile: Poniatowski sollte freigelassen werden, und dafür versprach sie ihm, sein Verhältniß zu dem Fräulein Woronzow nicht zu stören, ja sie erbot sich, die Bedürfnisse dieser jungen Dame aus ihrer Privatcasse zu bestreiten.

Dieser versöhnliche Antrag rührte den Großfürsten. Er befahl sogleich die Thür der Hauptwache offen zu lassen. Dies war mehr als genug für Poniatowski, der gewohnt war durch blos angelehnte Thüren zu gehen. Er verschwand, und seine Flucht gab Zeugniß von dem ersten Siege Katharinens über ihren Gemal.

Die kluge Katharina wußte diesen Vortheil sehr geschickt zu benutzen. Im Kreise ihres kleinen Hofes, der sich von dem Hofe des Großfürsten schon zu trennen begann, bereitete sie Alles vor, um ihren Gemal und ihren Sohn von der Thronfolge auszuschließen und die höchste Gewalt an sich zu ziehen.

Um aber diesen Zweck zu erreichen, mußte sie entweder den Tod der Kaiserin abwarten oder sie zur Ausschließung ihres Neffen von der Thronfolge bewegen. Die Kaiserin konnte noch lange leben, sie zur Ausschließung ihres Neffen bewegen, war gewiß schwer. Denn die Kaiserin Elisabeth war zaghaft und unschlüssig. Als sie einst einen Allianzvertrag mit einem auswärtigen Hofe unterzeichnete, brach sie plötzlich ab und wollte die letzten vier Buchstaben ihres Namens nicht schreiben, weil sich eine Wespe auf ihre Feder gesetzt hatte. Sie betrachtete dies als eine üble Vorbedeutung.

Der Großfürst hatte indeß eine starke Stütze an dem ihr ganz ergebenen Großkanzler Bestuschew. Leider wurde dieser durch eine Hofcabale gestürzt. Der neue Günstling der Kaiserin war dem unglücklichen Iwan Antonewitsch gewogen und trat folglich den Entwürfen Katharinens entgegen. Die Kaiserin schrieb an den König von Polen, er möge seinen Gesandten abberufen. Poniatowski wurde abberufen, Sir Williams erhielt einen andern Gesandtschaftsposten, und die Entwürfe der Großfürstin wurden vereitelt.

Dazu kam, daß sie mit ihrem Gemal öffentlich gebrochen hatte. Sie stand nun ganz allein. Man nahm ihr sogar ihre vertraute Kammerfrau, die eine Zeitlang im Gefängniß schmachten mußte.

Katharina gab nun alle Hoffnung auf; sie warf sich der Kaiserin zu Füßen und bat sie um Erlaubniß, sich zu ihrer Mutter zu begeben. Noch mehr: sie ließ ihrem Gemal, dem jungen Großfürsten, die Freiheit sich anderweit zu vermälen.

Die Kaiserin gab eine ausweichende Antwort.

Die Großfürstin faßte nun ihren Entschluß: sie entsagte allen Intriguen und verlebte die letzten drei Lebensjahre der Kaiserin Elisabeth in der tiefsten Zurückgezogenheit.

Endlich, am 5. Januar 1762, schrieb der englische Gesandte Keith, der Nachfolger Williams', an seine Regierung:

„Die Kaiserin Elisabeth ist diesen Nachmittag um zwei Uhr gestorben. Vorigen Sonntag bekam sie einen so heftigen Blutsturz, daß sie von den Aerzten aufgegeben wurde. Sie war indeß, trotz ihrer Schwäche völlig bei Sinnen. Gestern, als sie ihr Ende nahe fühlte, ließ sie den Großfürsten und die

Großfürstin kommen, nahm zärtlichen Abschied von ihnen und drückte sich mit großer Ruhe und Geistesgegenwart aus.«

Der französische Gesandte Breteuil schrieb:

»Als die Kaiserin fühlte, daß es mit ihr zu Ende ging, ließ sie den Großfürsten und die Großfürstin rufen. Dem Ersteren empfahl sie, sich durch Güte die Liebe seiner Unterthanen zu erwerben; sie beschwor ihn, mit seiner Gemalin in Eintracht zu leben. Von dem jungen Großfürsten Paul endlich sprach sie in den zärtlichsten Ausdrücken und bat den »Vater«, er möge sein Kind lieben, er könne seinen Dank nicht besser bethätigen. Der Großfürst versprach's.«

Die Folgen dieses Versprechens werden wir im nächsten Capitel kennen lernen.

Ende des vierten Theiles.



Druck und Papier von Leop. Sommer in Wien.

In demselben Verlage sind von

Alexander Dumas

früher erschienen und zu haben:

